

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel*

AUS DEM INHALT:

Rudolf Pechel: Entthronung der Politik?
Ernst Brödner: Europa und die deutsche
Zukunft / Walter Gading: Die Vereinigten
Staaten Europas / Edmund von Gordon:
Zollunion Europa? / Hanns-Erich Haack:
Die Sternenstunde Frankreichs / Richard
Weigand: Ende der „Erbfeindschaft“? / Heinz
Holldack: Revisionismus und Westorientie-
rung / Alfred Joachim Fischer: Araber in
und um Palästina / Karl Foerster: Euro-
päisches Gartengespräch der Zukunft / Edzard
Schaper: Der große, offenbare Tag (Erzählung)

71. JAHRGANG

Heft 7

JULI 1948

Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

71. Jahrgang, Heft 7

Juli 1948

Inhaltsverzeichnis

RUDOLF PECHEL: Entthronung der Politik?	1
Deutschland und Europa	8
ERNST BRÖDNER: Europa und die deutsche Zukunft	9
WALTER GADING: Die Vereinigten Staaten Europas	17
ALFRED PABST: Der Auftrag	21
EDMUND v. GORDON: Zollunion Europa?	22
FRANZ EVERS: Berufung	27
HANNES-ERICH HAACK: Die Sternenstunde Frankreichs	28
SIEGPRIED v. VEGESACK: Zwischen Nacht und Tag	33
RICHARD WEIGAND: Ende der „Erbfeindschaft“?	34
HEINZ HOLLDAK: Revisionismus und Westorientierung	36
DORA-ELBONORE BEHREND: Heimweh	40
ALFRED JOACHIM FISCHER: Araber in und um Palästina	41
KARL FOERSTER: Europäisches Gartengespräch der Zukunft	48

Rundschau

Die Bayernpartei S. 52 — Andreas Hermes 70 Jahre alt S. 54 — Die Währungsreform Seite 54 — Der Triumph der Funktionäre S. 55

Auslandsstimmen

Europäische Zukunftsaussichten S. 57 — Ein europäisches Nationalbewußtsein S. 57 — Deutschland als Teil Pan-Europas S. 58 — Der Wiederaufbau des europäischen Transportsystems S. 59 — Der Weg zum Frieden S. 59 — Rußland in Osteuropa S. 60 — Zwei Propheten S. 60 — Der Finger Gottes S. 61

EDZARD SCHAPER: Der große, offenbare Tag (Fortsetzung) 62

Film-Rundschau 76

Literarische Rundschau

Europa S. 79 — Eduard v. Winterstein S. 80 — Gehobene Schätze S. 80 — Die Piper-Bücherei S. 82 — Englische Geschichte S. 83 — Und wieder Baudelaire S. 84 — Nach der zwölften Stunde S. 84 — Der Mensch im Selbstverständnis S. 85 — Kunstgeschichte S. 86 — Die klirrende Kette S. 87 — Wege zu Luther S. 87 — Da ward in mir Gesang S. 87

Entthronung der Politik?

„Wir brauchen klare Sicht. Unsere gallenbittere Verzweiflung in bittersüße Illusionen umfälschen, das wollen wir nicht. Wir haben weniger Angst vor der Wirklichkeit als vor neuen Illusionen. Bewußtsein und Sein, Wort und Wirklichkeit fallen immer wieder auseinander.“

Werner Rings, „Die Entzauberung der Politik“

« Il est dangereux de trop faire voir à l'homme combien il est égal aux bêtes, sans lui montrer sa grandeur, et il est encore dangereux de lui trop faire voir sa grandeur sans sa bassesse: Il est encore plus dangereux de lui laisser ignorer l'un et l'autre; mais il est très avantageux de lui représenter l'un et l'autre. »

Blaise Pascal, « Pensées sur la religion. »

Der alte Streit, ob der Politik oder der Wirtschaft der Primat gebühre, ist heute gegenstandslos geworden. Man ist nicht mehr geneigt, weder der einen noch der anderen, ja nicht einmal beiden gemeinsam, ihn zuzuerkennen. Soweit die Menschen begriffen haben, daß die vergangenen Jahre in Wahrheit eine Weltenwende bedeutet haben und daß die Menschheit vor — nicht neuen — aber letzten Entscheidungen steht, hat eine gründliche Desillusionierung um sich gegriffen, die vor gängigen Begriffen und eingewurzelten Ansichten und Fehlansichten nicht haltmacht, sondern auf allen Gebieten durch jegliche Schutzschicht und jeden Schleier an den Wesenskern der Dinge heranstrebt — und an das Unerforschliche, das hinter ihnen ist.

Auf dem Gebiet der Politik scheint die Desillusionierung besonders weit vorgeschritten zu sein. Und das hat — zwar nicht die Lörelei mit ihrem Singen — wohl aber die Unfähigkeit der Politiker getan, nicht einmal die geringeren, geschweige denn die großen Fragen zu regeln.

Im deutschen Volk, und insonderheit bei der deutschen Jugend, macht sich jedenfalls eine immer stärker werdende Skepsis gegenüber der Politik überhaupt bemerkbar. Das hat auf der einen Seite sehr sein Gutes, denn es ist besser, sich vor neuen Illusionen zu fürchten als vor der noch so unerfreulichen Wirklichkeit.

Wir müssen aber nach den Gründen und der Berechtigung fragen, aus denen solche Gedanken und Gefühle hervorgehen. Wenn seinerzeit die Untersuchungen von Blaise Pascal über die Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen Erkenntnis, über die Grenzen des Rationalen überhaupt und über die Ungereimtheiten der menschlichen Natur und aller menschlichen Dinge dazu gedient haben, die Menschen zu einer neuen Metaphysik und zu einer Wiedererstarkung des Offenbarungsglaubens zu führen und der „Logik des Herzens“ wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, so sind die Ungereimtheiten der Politik, von denen uns jeder Tag die Fülle bringt, nur zu sehr geeignet, den Zweifel zu verstärken und zu begründen, ohne eine Selbstbesinnung zu bewirken.

Greifen wir einige der größeren und kleineren Ungereimtheiten und Widersprüche heraus. Mit tiefer Betroffenheit hat man in Deutschland die Reaktion französischer Politiker auf die sogenannten - Londoner Empfehlungen zur Kenntnis genommen. Diese Empfehlungen sind von französischer Seite als eine Unterstützung deutscher Politik nach früherer Art und als eine erneute Bedrohung Frankreichs bezeichnet worden, während sie in Deutschland weitgehend als hart und als die deutsche Mitarbeit in der Gemeinschaft der Völker hemmend betrachtet werden. Die französischen Bedenken kommen immer noch aus der Wurzel der Furcht des französischen Volkes vor einem wiedererstarkenden Deutschland und der vermeinten Bedrohung seiner Sicherheit. Nun wird ja kein Franzose im Ernst behaupten wollen, daß das Deutschland von heute in seinem traurigen Zustand, der unabsehbar lange andauern wird, irgendeine Bedrohung für Frankreich bedeuten könnte, wie ja auch alle Bündnisse gegen eine künftige Aggression durch Deutschland einen leicht komischen Nebenton haben. Von einer Bedrohung Frankreichs oder irgendeines anderen Volkes kann überhaupt keine Rede sein, weder heute, noch morgen, noch in vielen Jahren. Der kürzlich verstorbene, kluge frühere Herausgeber der Zeitschrift „Der deutsche Volkswirt“, Gustav Stolper, dessen Buch „German Realities“ in diesem Jahr in New York erschienen ist, hat eindeutig nachgewiesen, daß Deutschland infolge des Hitlerkrieges ein Volk von Frauen und alten Leuten*) geworden ist und daß seine Bevölkerungszahl im Jahre 1980 nicht mehr als 40 Millionen betragen wird, unter Einrechnung der russischen Zone. Deutschland würde dann also weniger Einwohner haben als England und Italien, ja auch weniger als Frankreich. So erscheint es dem nüchternen Verstande als eine Ungereimtheit, wenn Frankreich aus vorgegebener Sorge für seine heutige und künftige Sicherheit seine großen Möglichkeiten und seine geschichtliche Aufgabe verscherzt, die Führung bei der Bildung des neuen Europa zu übernehmen.

Als eine weitere Ungereimtheit erscheint es vom Standpunkt gesunder wirtschaftlicher Vernunft, die Demontagen fortzusetzen, während nach dem Marshall-Plan Millionen Dollar investiert werden sollen zur Wiederbelebung der deutschen Wirtschaft. Der frühere Präsident Herbert Hoover hat eine Schrift in USA erscheinen lassen: „Demontage auf unsere Kosten“. Er schreibt darin, daß die Demontage einem Versuch gleiche, „aus einem brennenden Haus den statistisch ermittelten Überschuß an Feuerlöschgeräten zu entfernen“. Die Demontage der nicht der Kriegsproduktion dienenden Betriebe sei nicht mehr nur ein deutsches, sondern auch ein europäisches Problem geworden. Der britische Unterhausabgeordnete Stokes erklärte, daß bei Durchführung des britischen Demontageprogramms 30 000 Deutsche damit beschäftigt werden, 50 000 anderen Deutschen die Arbeitsmöglichkeit zu nehmen.

*) Am 29. Oktober 1946 betrug die deutsche Bevölkerung 64,8 Millionen, also 8,4 Prozent mehr als 1939. Der Zuwachs beruht aber auf der Rückwanderung der Vertriebenen aus den Ostgebieten. 14 Millionen Deutsche wurden auf Geheiß der Sieger vertrieben, acht Millionen sind in Deutschland angekommen, sechs Millionen gingen zu Grunde. Heute stehen in Deutschland 37 Millionen Frauen nur 28 Millionen Männer gegenüber, von denen die mittleren Altersklassen zwischen 18 und 50 Jahren dezimiert sind, so daß der männliche Anteil an der Bevölkerung nur 30 Prozent beträgt.

Ein weiteres Moment für die Abneigung gegen die heutige Politik sind die allzu vielen Konferenzen der leitenden Staatsmänner, die in den letzten drei Jahren Erfolge, die einen wirklichen Fortschritt bedeuten, nicht gezeitigt haben. Die eine Tatsache, daß trotz aller Anstrengungen der Staatsmänner in Palästina ein blutiger Krieg ausgebrochen ist, das Heilige Land verwüstet und selbst die den Juden, Mohamedanern und Christen gleich heiligen Stätten von Zerstörung bedroht sind, spricht eindeutig gegen die Weisheit der maßgebenden Politiker.

Zu den Ungereimtheiten gehört es weiter, daß eine Macht besonders laut von Demokratie und Freiheit spricht, in der eine Politische Polizei existiert, die weit größere Machtbefugnisse gegenüber jedem Einzelnen, er stehe so hoch oder so tief wie er wolle, besitzt, als sie die fluchbeladene Gestapo je besessen hat.

Ebenso ungereimt ist es, wenn die Außenminister der „Volksdemokratien“ in Warschau glaubten, durch die ewige Wiederholung längst erwiesener Unwahrheiten irgendeinen Eindruck auf das deutsche Volk und die anderen Mächte erreichen zu können. Man unterschätzt die durch die Hitler-Zeit gewonnene Immunität der besonnenen Kreise des deutschen Volkes gegenüber jeder unwahren Propaganda. Der einzige Erfolg ist vertieftes Mißtrauen und eine Diskreditierung der Politik solcher Staatsmänner.

Ungereimt erscheint uns auch, daß es heute noch Menschen gibt, von denen die einen die soziale Frage für gelöst halten, weil — frei nach Anatole France — es den Reichen wie den Armen gesetzlich verboten sei, unter den Brücken zu nächtigen, die anderen die gesetzliche Vorschrift, daß auch die Reichen ihr Nachtquartier sous les ponts zu suchen hätten, als Lösung ansehen.

Die Zweifel an den Möglichkeiten einer Politik dieser Art, wirklich Wandel zu schaffen und eine Gemeinschaft freier Völker zu friedlicher Zusammenarbeit zu bilden, sind allgemein verbreitet. Man glaubt nicht an die Fähigkeit der Politiker, denen man nur zögernd noch den guten Willen zugesteht, und in dieser Hinsicht ist der Zweifel durchaus berechtigt. Am bösartigsten will uns die Tatsache erscheinen, daß nach dem fürchterlichen Erlebnis des zweiten Weltkrieges maßgebliche Politiker ernsthaft überhaupt die Möglichkeit eines dritten Weltkrieges in Rechnung setzen — das schwerste Verbrechen, das man der Menschheit zufügen könnte. Es geht selbst über unser in dem Grauen des letzten Krieges weit entwickeltes Vorstellungsvermögen hinaus, die Folgen eines rein technischen Krieges uns vorzustellen. Aber eines wissen wir, daß nach ihm weder Millionenverluste an Menschenleben und an materiellen Gütern, die völlige Desorganisation der Verwaltung, die Vernichtung der Währungen, die Hungersnot, die Epidemien, die Lähmung des Welthandels heilbar sein würden.

Man kann es nicht begreifen, daß Staatsmänner, ohne einen großen konstruktiven Plan für die Neuordnung der Welt zu haben und ohne mit den Ideen von morgen ausgerüstet zu sein, den Mut finden, überhaupt ein Amt zu übernehmen. Ganz zu schweigen von den deutschen Ministern und Funktionären, die als einzige Legitimation ihr meist sehr unberechtigtes Selbstvertrauen und eine komische Wichtigtuerei vorweisen können.

Es würde aber sehr verhängnisvoll sein, wenn man die berechtigten Zweifel an den Politikern und an manchen politischen Begriffen auf die Politik schlecht-hin erstrecken wollte. Denn wie anders sollen denn die menschlichen und die zwischenstaatlichen Beziehungen geregelt werden als durch die Politik? Vordringlich erscheint die Lösung einer Aufgabe, die Werner Rings in seinem Buch „Die Entzauberung der Politik“ mit bemerkenswerter Klarheit herausstellt*). Rings ist ein Journalist von Rang, geschult in der Soziologie, und bringt ein ausreichendes Rüstzeug mit, um die wahren Gründe des Versagens der Politik heutiger Form deutlich zu machen.

In den ersten Zeiten der Menschheit und bis weit ins Mittelalter hinein und auch heute noch bei primitiven Völkern führte und führt man, wenn man an die Grenzen stößt, über die menschlicher Herrschaftswille nicht hinaus kann, das eigene Versagen und die Durchkreuzung der Pläne der Menschen auf unbekannte dämonische Kräfte zurück. Dämonen wurden überall dort gefunden, wo den Menschen unüberwindbarer Widerstand entgegentrat. Man versuchte, sie durch Opfer freundlich zu stimmen oder durch Beschwörungen ihrem unheilvollen Wirken und ihrem bösen Willen Grenzen zu begegnen. Mit dem Dämonenglauben ist im Aufklärungsalter restlos ausgeräumt worden, wobei allerdings zu bemerken ist, daß dadurch die irrige Vorstellung erweckt wurde, als ob es keine Dämonen gäbe.

Rings entwickelt nun in fesselnder Weise, wie diese Dämonen, an deren realer Existenz heute nur sehr unbelehrbare Menschen zweifeln und die für religiöse Menschen Wirklichkeit ist, neue Verkleidungen angenommen und sich in Begriffen getarnt haben, deren schädliche Wirkung derjenigen der alten Dämonen durchaus nicht nachsteht. Durch die Anwendung dieser Begriffe und den Glauben an sie, ohne daß man sich überhaupt die Mühe der Nachprüfung macht, ist eine Verzauberung in die Politik gekommen, die der Verzauberung der Natur durch die ursprünglichen Dämonen gleichkommt.

Zu diesen Begriffen rechnet er die Begriffe wie die Macht des Geldes, Nationalismus, Marxismus, Kapitalismus, Imperialismus, Demokratie, Plutokratie, Revolution, Reaktion, Sozialismus, Liberalismus, Staat und Nation oder noch schlimmer die „Prinzipien“ oder gar den „Geist“ des Staates oder der Nation. Wer legt sich denn heute noch Rechenschaft davon ab, welche einfachen zwischenmenschlichen Beziehungen mit diesen ursprünglich funktionalen Begriffen gemeint wären? Und in wessen Vorstellung leben und handeln nicht diese Begriffe, planen, lenken und intrigieren wie Menschen?

„Im allgemeinen hat der »Nationalismus« Rechte, Pflichten und Ziele wie ein sorgenvoller Familienvater; der »Marxismus« schürt den Groll der Unzufriedenen, er druckt Flugblätter und hetzt wie ein menschlicher Beelzebub; der »Imperialismus« führt ganze Völker in die Fremde, er erobert Räume und Kontinente wie ein kampflustiger General in Hemdsärmeln; der »Kapitalismus« produziert Kriege und Krisen wie ein Fabrikant Strümpfe und Socken;

*) Zürich, Europa-Verlag

die »Revolution« marschiert, als ob sie Beine hätte, und sie ergreift die Massen — es sei denn, die »Reaktion« fauche wild und verknechte sie; »Staat« und »Nation«, Geschwister oder zumindest nahe Verwandte, haben Willen und Einsicht, Bewußtsein und Angst, Stolz und Hunger; sie fühlen sich wichtig und wohl, beleidigt und bedroht; sie wachsen, reifen, bekommen Kinder, erkranken und sterben. Man anthropomorphisiert so primitiv, sagte Masaryk einmal zu Carel Capek, wie die Vorfahren die Natur anthropomorphisiert haben. Kein Zweifel: Wir, Menschen der Atombomben und Fliegenden Festungen, leisten uns den gefährlichen Luxus eines höchst primitiven gesellschaftsmystischen Animismus ...

Man bedenke, was es bedeutet, mit antiquarischen Vorstellungen von der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu leben. Wie die Regengötter den Regen machten, so machen die Prinzipien und Geister des »Imperialismus« und »Kapitalismus« Krisen und Kriege, so machen die Dämonen des »Marxismus« und der »Revolution« Streiks und Klassenkämpfe und Bürgerkriege.

Aber, wohlgemerkt, die Regengötter sind entthront. Die Natur mit ihren qualmenden Vulkanen und brüllenden Orkanen, der Himmel mit seinen feurigen Sonnen und funkensprühenden Kometen: sie werden in unseren Vorstellungen von keinen unsichtbaren Geistern mehr regiert. Dort, im Urwald und im Weltenraum, herrscht das Gesetz, das farblose Gesetz der Zahl, der strengen Kausalität. Die reißenden Flüsse sind kanalisiert, die Vulkane ummauert, die kosmischen Bahnen der Planeten kalkuliert. Die Wege der Wetter sind berechnet, ihr Fahrplan ist fixiert, sogar die Sonnenfinsternis trifft pünktlich ein. Kein Flugzeug steigt in die Wolken auf, ohne daß die Natur nicht im voraus rechnerisch überlistet wäre. Winde und Wasser, Erze und Feuer, wir haben die Götter unserer Ahnen proletarisiert.

Wir haben die Regenmacher, die Waldgeister und Wüstendämonen aus dem Himmel der Naturgötter heruntergezerrt, aber ehe wir uns des Sieges erfreuen, haben die Brüder der Geister und die Schwestern der Dämonen sich heimlich in die Vorstellungen von unserer menschlichen Gesellschaft eingeschlichen. Schon lenken sie uns und unsere Angelegenheiten, statt daß wir uns und unsere eigenen Geschäfte selber lenken. Wer hätte es noch nicht bemerkt: je vollkommener wir die Naturkräfte bezwingen und versklaven, desto unbeherrschbarer wird die gesellschaftliche Wirklichkeit, desto rücksichtsloser werden wir von ihr versklavt. Die Naturwissenschaften haben mit ihrem grellen Scheinwerferlicht die Waldgeister und Wüstendämonen verjagt, sie haben die alten Religionen torpediert. Nun wird die Theorie von der Gesellschaft selber Religion, Politik wird Magie. Dort: die radikale Entzauberung der Welt; hier: die radikale Verzauberung der Politik."

Bei dieser Verzauberung der Politik haben die weit verbreitete Idiosynkrasie gegen alles Vernünftige und das Bedürfnis nach einer bestimmten Summe von Lüge und Unklarheit das Licht gehalten. Nach Taine erhält der Mensch jetzt seine Weisungen von den tollwütigen Mystagogen der Enterbten, wie er sie früher von den Konzilien und später von den Akademien der Wissenschaft empfing. Hier sind die neuen „Weisen von Zion“ oder die berühmten Lenker

aller Menschengeschicke in Tibet und was sonst an Wahngewürden zur Entschuldigung eigener Schwäche und Unfähigkeit zum klaren Denken hierher gehört.

Anstatt als vordringliche Aufgabe die Entzauberung der Politik zu erkennen, erwarten wir Ordnung und Frieden von einer Politik, die von mystischen, statt von vernünftigen Vorstellungen lebt und erkennen solchen „Prinzipien“, „Mächten“ und „Geistern“ das Recht und die Fähigkeit zu, gegen unsere Wünsche und gegen unsere Sehnsucht sich durchsetzen zu können. Wir beugen uns vor Schemen und Dämonen, weil unser Geist in seinem Hochmut das, was er nicht beherrschen kann, für mystisch, für dämonisch hält und lieber den Aberglauben statt den Glauben an den allmächtigen Gott wählt!

*

Werner Rings führt uns mit kundiger Hand durch die Entwicklungsgeschichte der Gesellschaftsformen von der Frühzeit bis in die Gegenwart. Aus der Unbeherrschbarkeit des Sozialen leitet er die Ursachen neuzeitlicher Bewusstseinsveränderungen ab. Er zeigt die sozialen und psychologischen Voraussetzungen für das Entstehen der politischen Religion, deren menscheitsbedrohende Gefahr wir im Faschismus, Nationalsozialismus und Bolschewismus doch zur Genüge erkannt haben sollten. Sie alle sind Versuche, aus einem bestehenden Zustand herauszukommen. Hierin liegt eine ernste Warnung. Denn solange dieser Zustand besteht oder in irgendeinem Lande sich neu entwickelt, bleibt die Gefahr des Faschismus gegeben. Aber die Verzauberung des Denkens hat die Fähigkeit zum reinen Denken weitgehend verdorben.

Werner Rings erläutert im zweiten Teil seines Buches in vier Skizzen seine These der politischen Religion am Beispiel von Rudolf Heß, Bela Kun, Dino Grandi, Joseph Darlan und Josef Beck, mit denen man sich mit der gleichen Aufmerksamkeit befassen sollte wie mit Hitler, Lenin, Mussolini, Pétain und Pilsudski. Diese Beispiele erscheinen uns nicht völlig überzeugend, sind aber geeignet, die Erkenntnis der heutigen Situation zu fördern. Das Fazit, das Rings zieht, ist wesentlich.

„Unsere gegenwärtige Situation kann demnach wie folgt charakterisiert werden: wir befinden uns heute, was die politische Praxis betrifft, im Ausbildungsstadium des Medizinstudenten, der sein Pensum in den Einzelfächern der Anatomie, Physiologie und Pathologie gelernt hat, aber von Diagnostik noch wenig versteht. Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler haben die Anatomie, Physiologie und Pathologie von Wirtschaft und Gesellschaft gründlich studiert, aber sobald es darauf ankommt, das Gesellschaftliche als Ganzes wieder beherrschbar zu machen, bedienen sie sich nicht einer wissenschaftlichen, sondern einer magischen Diagnose. Worum es geht, ist also, die rationelle wirklichkeitsadäquate Anwendung unserer weitreichenden Spezialkenntnisse durch die Entzauberung unseres Denkens zu ermöglichen.“

*

Europa und die Welt stehen vor der Wahl: Zerfall oder Fortschritt (ohne Illusion). Für Europa ist die größte Gefahr, zu verkennen, daß es als Mittelpunkt der Welt abgedankt hat. Die Zentren der Weltpolitik liegen in Washington und Moskau. Diese Erkenntnis darf nicht zu dem Versuch einer Überkompensation der Minderwertigkeit des heutigen Europas durch die Fiktion einer Überlegenheit führen.

Es muß sich endlich zu einer sachlichen Politik aufraffen. „Einer solchen Politik steht nichts so sehr im Wege wie das verzauberte, das gesellschaftsmystische Denken. Es zeigt sich, daß das Marxsche Wort, Religion sei Opium des Volkes, in einer ungeahnten Abwandlung wahr geworden ist: die politische Religion ist das Opium nicht nur des Volkes, mehr noch der Regierenden geworden.“ Durch Entzauberung der Politik kann Europa wieder Vorbild werden. Denn auch in den beiden neuen Machtzentren sind nach Rings die Gefahren gegeben, denen Europa erlegen ist.

„Allerdings beobachten wir nun eine beunruhigende Zunahme an gesellschaftsmystischem Denken gerade dort, wo wir die beiden neuen Zentren der Weltpolitik vermuten: In Rußland, wo der Industrialisierungs- und Entpersönlichungsprozeß ein unvorstellbares Tempo einschlägt; in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo mit der Metapher »Nation« mehr und mehr die »Gemeinschaft der Amerikaner auf dem Wege zur Weltherrschaft« verstanden wird.

Erheben wir uns also nicht nur über die naive Fortschrittsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts, sondern auch über den raffinierten gesellschaftsmystischen Defätismus des Dreißigjährigen Weltkrieges! Bekennen wir furchtlos, daß die Frage nach der Zukunft Europas zu einer demagogischen Frage geworden ist, mit der wir uns an eine entschwindende Realität anklammern möchten: es geht nun um die Zukunft der zivilisierten Menschen schlechthin...

Recht auf Hoffnung hat nur der Wissende, der Tätige. Wir haben den gefährlichen Zauber, der uns blind macht, in Presse und Büchern, mit Worten und Taten zu bekämpfen, zu zerstören. Das Geschehen, das wir erlitten, hat uns das Argument der Ignoranz genommen: Solange wir vor den goldenen Altären der Gesellschaftsgötter in Andacht und Selbstzerknirschung knien und beten, statt an die Arbeit zu gehen und das Soziale zu bezwingen, solange werden wir die Glut in den Verbrennungsöfen wachhalten. Unsere Freiheit wird der Zwang sein, unsere Brüder zu erschießen. Wir werden mit bestem Gewissen Mörder sein, bis wir selbst zum Opfer werden.“

Also fort mit allem illusionären Denken und entzaubern wir gründlich die Politik! Die erste Stufe des Weges zum Licht heißt: Europa. Es ist der Weg. Das Ziel heißt: die Menschheit.

Deutschland und Europa

I. Die Geschichte des deutschen Volkes beginnt mit der Christianisierung der Mitte Europas.

II. Die Geschichte des deutschen Volkes wird bestimmt durch seine Lage zwischen West- und Osteuropa. Es kann sich dieser Bestimmung nicht entziehen durch Option für Osten oder Westen. Die Mitte Europas kann auch nicht bloß „vermitteln“, sie muß ihre Zwischenlage schöpferisch gestalten, wenn Europa leben soll. Das ist um so schwieriger geworden, als hinter den Gegensätzen zwischen West- und Osteuropa doch noch gewichtigere Machtkämpfe anderer Kontinente aufgestanden sind.

III. Die Lage in der Mitte Europas ist geistig fruchtbar, bedeutet aber die Gefahr der inneren und politischen Gestaltlosigkeit.

IV. Die übrigen (Rand-)Gebiete Europas hatten zwar immer ein Interesse an der geistigen Gestaltung der Mitte, unterstützten aber niemals deren politische Gestaltung. Sie förderten vielmehr immer wieder die politische Zersplitterung der Mitte, indem sie diese für sich in Anspruch nahmen. Angesichts des Eingreifens der großen außer-europäischen Mächte entspricht die bisherige Haltung der Randgebiete nicht mehr der neuen Wirklichkeit.

V. Die nationalstaatliche Erstarrung der Randgebiete Europas mußte die Mitte Europas zum Versuch einer scheinbar auch nationalstaatlichen Form führen.

VI. Die Übersteigerung dieses Versuches ins Maßlose hatte die Folge, daß die Mitte Europas ihre Aufgabe preisgab, ja, verriet. Dieser Verrat der Mitte an Europa war gefährlicher für Europa als jeder andere Nationalismus.

VII. Soll Europa weiter bestehen und eine Funktion ausüben, die immer noch, auch außerhalb Europas, für unentbehrlich gehalten wird, so kann der Weg nicht über die Vernichtung der Mitte Europas führen. Nur scheinbar bietet sich dieser Weg als der leichteste zum Ausgleich der europäischen Gegensätze und der über Europa hinweg sich bekämpfenden Mächte an. Dieser bequemste Weg wäre der verderblichste.

VIII. Vielmehr kann nur ein Ausgleich weiterführen, der es der Mitte Europas möglich macht, ihre Aufgabe wieder zu erfüllen.

IX. Dazu ist nötig, daß sich die Randgebiete Europas und die außereuropäischen Mächte nicht einem solchen Maß von politischer Gestaltung der europäischen Mitte widersetzen, wie es zur Erfüllung ihrer Aufgabe nötig ist. Diese neue Haltung wird dadurch erleichtert, daß die politische und wirtschaftliche Macht Europas im ganzen stark vermindert ist.

X. Der nötige Ausgleich liegt in der Richtung eines gesamteuropäischen Föderalismus, der die Alleinherrschaft des überholten Nationalstaatsgedankens und des idealistischen oder nur noch idealistische Formen vortäuschenden Nationalismus ablöst.

Wir entnehmen diese Thesen dem Buch von Dr. Hermann Ullmann „Die Sünde wider Europa“ (Kassel-Sandershausen, Verlag Zahnwetzter). In diesem Buch von echter Verantwortung geht Hermann Ullmann dem Begriff und der Entwicklung Europas nach und untersucht mit vorbildlicher Klarheit, die letzte Hintergründe bloßlegt, die Frage, wo es sich um echte Schuld handelt und wo das Verhängnis beginnt. Er warnt vor jedem sträflichen Illusionismus, der es sich bequem machen möchte, durch ein oberflächliches Abfinden mit der Frage Schuld oder Verhängnis einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus ein Neubau versucht würde. Das Buch kann entscheidend mithelfen, das deutsche Volk zur Erkenntnis zu bringen, wieweit es ja oder nein zu sich selbst, zu seiner Vergangenheit oder seiner Zukunft sagen darf. Eine solche Erkenntnis allein kann uns helfen, in Verantwortung vor Gott ein Ja zu sagen, das eine Gewißheit einer besseren Zukunft in sich schließt.

D. R.

Europa und die deutsche Zukunft

„Ich war gezwungen, Europa mit den Waffen zu bändigen, heute muß man es überzeugen.“
Aus dem Testament Napoleons I., 1821

„Die Ursache des europäischen Niederganges ist politisch, nicht ideologisch. Europa stirbt nicht an Altersschwäche, sondern daran, daß seine Bewohner einander mit den Mitteln moderner Technik totschiessen und zugrunde richten. Die Zukunft Europas hängt davon ab, ob die ersten tausend Anhänger den Glauben und die Werbekraft besitzen, um Millionen zu überzeugen und die Utopie von Gestern in eine Wirklichkeit von Morgen zu verwandeln. Wenn nicht vorher die Vernunft es schafft, wird die Not Paneuropa schaffen. Heute könnte Europa noch Arbeitsgemeinschaft sein, morgen müßte sie zur Leidensgemeinschaft werden.“ Diese prophetischen Worte, die Coudenhove-Kalergi vor 25 Jahren schrieb, mögen das Leitmotiv gewesen sein, unter dem der Haager Kongreß vom Mai 1948 stand. Es ist nun an uns, aus diesem Geschehnis Folgerungen zu ziehen. Als Deutsche müssen wir fragen: soll Europa eine Einheit werden und wird es eine werden können?

Es ist die Rede davon, einen westdeutschen Staat aufzubauen, als Konsequenz einer praktisch längst vollzogenen Teilung Deutschlands. Es ist nicht vorzustellen, wie ein solcher Staat, selbst wenn er die Ostzonen mit umfaßte und mit souveränen Rechten ausgestattet wäre, lebensfähig sein könnte. Die Verluste und Amputationen, denen wir als Folge des Hitlerschen Wahnsinns unterworfen wurden, sind tödlich gewesen.

Der Verlust des deutschen Ostens macht uns selbst bei einem Hungerstandard für immer zum Kostgänger der übrigen Welt. Um dann noch den Verlust unserer Schifffahrt und Luftfahrt (mit einem Devisenreinertrag von 600 Millionen Goldmark pro Jahr), das Verbot oder die Verkrüppelung zahlreicher lebenswichtiger Industrien (Kugellager, Werkzeugmaschinen, NE-Metalle, Benzin- und Gummisynthese, Röhren-, Blech- und Edeltahlerzeugung usw. usw.) auszugleichen, so müßte sich, um auch nur den Standard von 1932 bei rund 18 Millionen Unterverbraucher, der zum Sieg des Radikalismus entscheidend beitrug, zu erreichen, unsere jetzige Ausfuhr rund verzwanzigfachen, eine Ziffer, die aus zahlreichen Gründen völlig utopisch ist. Aber selbst damit wäre es nicht möglich, die Substanzverluste an Kleidung, Wohnung usw. von etwa 15 Millionen Vertriebenen und ebensoviel Zerbombten in irgendeiner übersehbaren Zukunft auszugleichen.

Außerdem fehlt jede Aussicht, den Export auf unsere Spezialitäten (Feinmechanik, Optik, Elektrotechnik, Werkzeugmaschinen, Textilien, Fahrzeuge) auszudehnen und unsere frühere Stellung zu erkämpfen. Man wird diesen Kampf nicht zulassen.

Der Verlust der deutschen Patente, wichtiger und tragischer aber noch die Enthüllung wesentlichster bester nicht veröffentlichter Herstellungsverfahren und

Forschungsergebnisse, die Unmöglichkeit kapitalstarker deutscher Forschung und Neuentwicklung als Folge der Zerfetzung der Wirtschaft und der sogenannten Konzernentflechtung, das immer stärkere und raschere Auseinanderklaffen zwischen technisch-wirtschaftlichem Fortschritt in der Umwelt und dem Rückgang bei uns wirken im technischen Zeitalter tödlich.

Hinzu kommt der ungünstige Altersaufbau des deutschen Volkes. Schon jetzt müssen 100 Erwerbstätige 75 Nichterwerbstätige miternhalten.

Die immer stärkere Verbürokratisierung und Ermüdung der deutschen Wirtschaftskräfte, die durch die uns auf lange Sicht verbleibenden Hungerrationen mit ihrer zunehmenden körperlichen Erschöpfung der Menschen, der Rohstoffmangel, das Wohnungselend mit seiner zwangsläufigen Verbreitung ansteckender Krankheiten, die sicher einsetzende Abwanderung der Tüchtigsten und Initiativreichsten und zum Schluß ein unechter Föderalismus und Dezentralisation werden das ihrige tun, um uns nicht nur jede Hoffnung auf eine selbst bescheidene Lebenshaltung aus eigener Kraft zu ertönen, und ihre Verwirklichung tatsächlich unmöglich machen.

Unter solchen Umständen leben in der deutschen Reservation seit 1945 30 Millionen Deutsche zuviel.

Wenn wir als Volk überleben wollen, wäre das Gewand eines Nationalstaates solcher Art ein Nessushemd, in dem wir verbrennen werden.

Das nationalstaatliche Denken ist eines der Haupthindernisse unseres Volkes auf dem Wege in eine bessere Zukunft. Einem deutschen Patrioten muß jedoch nichts mehr am Herzen liegen als das Erhalten der biologischen Existenz seines Volkes, die allein darüber entscheidet, ob und welchen Beitrag wir in einigen Generationen als Menschen dieser Erde noch zu leisten vermögen.

Die Frage eines irgendwie gearteten deutschen Staates wird in unheilvoller Weise die Spaltung Deutschlands offenkundig machen, und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß wir durch unsere Mitwirkung vor der Geschichte auch eine Mitverantwortung übernehmen. Obstruktion und passive Resistenz unsern Machtgehabern gegenüber aber ist in unserer Lage sinnlos. Sie würde nur zu einer weiteren Schädigung unserer biologischen Substanz führen.

Hinzu kommt, daß nichts für eine Stabilität der Verhältnisse so gefährlich ist wie ein politisches Vakuum, wie es ein Land ohne Macht an einem geopolitischen Brennpunkt der Erde darstellt. Ein souveräner Nationalstaat ohne Macht ist ein Fiktivgebilde, das alle Nachteile dieser scheinbaren Selbständigkeit in sich birgt ohne ihre Vorzüge.

Wir sollten uns daher entscheiden, an Stelle einer Politik von Gestern die von Morgen zu treiben. Es liegt auf der Hand, daß die Zeit der Nationalstaaten abgelaufen ist. Vor 1700 hat es sie in der heutigen Form kaum gegeben. Vielleicht gibt es sie nach 1970 bereits nicht mehr, wenigstens in Europa nicht mehr. Es gibt eine Macht, die, wenn sich die Europäer nicht selbst besinnen, in naher Zukunft die Rolle Philipps von Mazedonien spielen wird.

Was ist also zu tun? Statt an einer Teilung Deutschlands mitzuwirken, sollten wir mit übergroßer Mehrheit fordern, ein Glied des sich im Westen kon-

solidierenden europäischen Kontinents zu werden. Daß es einen deutschen Staat nicht mehr gibt, sollten wir als moralisches Guthaben in diese Föderation einbringen, bedeutet es doch die Beseitigung eines großen Hindernisses auf dem Wege der europäischen Einigung.

Wenn wir einmal betrachten, was ein solcher Schritt für unsere Nachbarn bedeutet, so werden wir am besten auch die Maßstäbe gewinnen für die Frage, was ein solcher Schritt für unsere Zukunft bringen würde.

Zwei Probleme haben sich in der deutschen Frage zu einem scheinbar unlösbaren Widerspruch verwirrt: die Frage der Sicherheit und die des europäischen Wiederaufbaus mit Hilfe der deutschen Industrie. Rascher und wirksamer Wiederaufbau ist nur möglich, wenn das, was von der deutschen Industrie übrigblieb — es ist vermutlich viel weniger, als wir uns heute vorstellen — auf vollen Touren läuft. Das bedeutet Schaffung eines beachtlichen Industrie-Potentials im Herzen Europas, inmitten eines Staates ohne Macht. Das bedeutet, daß dies Potential dem Zugriff mächtiger Nachbarn offen liegt. Also fühlt Frankreich seine Sicherheit bedroht.

Im Rahmen nationalstaatlichen Denkens ist dies Dilemma nur durch die Politik des Gummizügels zu lösen, die niemandem nützt und alle verärgert. Zwar Verminderung der Almosenzahlung an Deutschland durch vermehrte eigene Produktion, aber um Gottes willen nicht zu viel und nicht zu schnell! Auf diese Weise wird der Aufbau Europas ebenfalls verlangsamt und vermindert, und die Sicherheit Frankreichs ist doch nie vor unliebsamen Überraschungen gesichert. Sicherheit gibt es nur, wenn Deutschlands Industrie ein Teil der europäischen ist. Nur die engste wirtschaftliche Verflechtung durch Arbeitsteilung ist eine wirksame Kontrolle gegen heimliche Wiederaufrüstung und eine Sicherheit, daß europäische Bruderkriege in Zukunft ausgeschlossen sind. In einer solchen Föderation würde die westdeutsche Industrie nicht mehr eine lästige Konkurrenz, die man weitestgehend zu schwächen trachten muß, sondern eine wesentliche Stärkung des technischen Potentials und der geistigen Potenz Europas bedeuten. Nur so — d. h. durch das Aufgehen der deutschen Industrie in der europäischen — läßt sich die Reparationsfrage wirtschaftlich sinnvoll lösen.

Schließlich müssen die erheblichen Unterschiede des Standards der europäischen Völker ausgeglichen werden, wenn nicht ein übergroßes Gefälle der Lebenshaltung der Vereinheitlichung Europas hinderlich sein soll.

Der beste Weg für das Hineinwachsen Deutschlands in eine europäische Einheit scheint eine schrittweise Vereinigung mit den Beneluxländern und darüber hinaus mit Westeuropa zu sein. Die enge Verflechtung und das vitale Interesse der Rheinmündungsstaaten sind über alle Bitterkeiten der Vergangenheit hinweg gerade von dieser Seite betont worden. Ein wirtschaftlicher Anschluß an diese Zollunion, der natürlich auf die Dauer nur Frucht tragen kann, wenn er den politischen und währungstechnischen Zusammenschluß nach sich zieht, würde die schrittweise Integration Europas erleichtern.

Um jedes politische Mißtrauen zu überwinden, müßte die politische Führung in dieser Union diesen Staaten überlassen bleiben. Wer an die Fähigkeiten der

Deutschen glaubt, kann davor keine Angst haben. Wenn wir uns in einer Föderation aneinander gewöhnt haben und erst im gleichen Boote rudern, wird sich kraft Naturgesetz für uns der nötige Arbeits- und Lebensspielraum durch den vermehrten Reichtum aller ergeben.

Mit um so größerer Bitterkeit und Trauer liest man in den Londoner Beschlüssen von Grenzberichtigungswünschen, und das seitens eines Landes, in dem soeben der Haager Kongreß tagte.

Die Unmöglichkeit, „gerechte Grenzen“ in Europa zu ziehen, läßt nur eine vernünftige Lösung der Grenzfrage zu, nämlich diese Grenzen für alle dadurch erträglich zu machen, daß man sie immer mehr unmerkbar macht.

Die Welt ist für eine Kleinstaaterie, wie sie jetzt in Europa wieder im Entstehen ist, zu klein und zu dicht bevölkert. Die moderne Technik kann ihre Leistungen nur vollbringen in einer arbeitsteiligen Verkehrswirtschaft großer Räume. Welche großen Reserven liegen für eine Vollbeschäftigung in einer freien Wirtschaft, in der Kauf- und Produktionskraft von Deutschland und darüber hinaus in einem wirtschaftlich freizügigen Europa! Und schließlich kann der Westen nur leben, wenn er von seiner Politik der Abwehr und des Treibenlassens abgeht und der großen konstruktiven Idee des Ostens seine eigenen konstruktiven Ideen gegenüberstellt und in diesem balkaniserten Europa in die Tat umsetzt. Ideen kann man nur mit Ideen begegnen, und für die Konsolidierung unserer Welt ist es unerläßlich, daß den Millionen Deutschen, die jetzt noch übrigblieben, eine neue Hoffnung auf die Zukunft gegeben wird. „Wenn wir nicht ein größeres und besseres System erstehen lassen, wird der Tod in unserer Tür stehen. Das Problem ist im Grunde ein theologisches“, erklärte General MacArthur an Bord der „Missouri“ anlässlich der Kapitulation Japans.

So darf auch offen ausgesprochen werden, daß es kein sichereres und wirk-sameres Mittel gegen die drohende Katastrophe des dritten Krieges, von der gesprochen wird, gibt als ein rasches Zusammenwachsen Europas.

Wenn wir Europa wollen, so müssen wir uns auch über zwei wesentliche Hemmnisse zu dieser Entwicklung klar werden. Das eine ist der europäische Defätismus, das andere das Ressentiment Frankreichs gegenüber Deutschland. In zahllosen Gesprächen habe ich immer wieder festgestellt, daß man unter nachdenklichen Menschen praktisch aller europäischen Nationen sehr rasch über das Wünschenswerte der europäischen Einigung einer Meinung ist. Diese Feststellung wird meistens von dem Satz begleitet: „Aber das kommt ja doch nicht...“, und dann folgt die Aufzählung der geschichtlich bedingten Hemmnisse und der Schwierigkeiten der praktischen Verhandlungen, wie sie gerade diese Wochen erneut zeigen. Es stimmt schon; die heute antretenden Regierungen sind die ungetreuen Verwalter der Heimat Europa, aber wir können nichts anderes tun — bei Strafe des Unterganges — als den Defätismus zu bekämpfen. Ein sicheres Mittel dazu ist, die Phantasie der Europäer anzufeuern, sich vorzustellen, was aus unser aller Leben werden könnte, wenn Europa zusammenwächst. Aber unsere kühnste Phantasie ist nicht

ausreichend, uns ein richtiges Bild von den Möglichkeiten und dem Wohlstand zu machen, wenn ein einiges Europa seine Bodenschätze und seine Arbeitskraft gemeinsam entwickelt und Afrika als gemeinsame Aufgabe kultiviert. Im Grunde ist es gerade diese defaitistische Gesinnung, die ideologische Zwirnsfäden zu dicken Tauen macht.

Wenn dieselben Polen, Deutschen, Engländer, Spanier, Franzosen, Bulgaren und Schweden in der neuen Welt zu Amerikanern werden könnten, dann zeigt das, was uns in Europa fehlt: die gleiche große Aufgabe für alle. Die Ungleichheit der Lebensgewohnheiten, Anschauungen, Moden ist im freien Europa nicht größer als die zwischen Texas und Boston in Massachusetts.

Das zweite Haupthindernis ist das, was man den französischen Sicherheitskomplex nennen könnte. Deshalb muß man als deutscher Patriot nichts mehr wünschen als eine innere Verjüngung und solide Kräftigung Frankreichs, die die Voraussetzung für die Überwindung der äußeren Schwierigkeiten unseres westlichen Nachbarn sind: Beide Teile, auch die Franzosen, sollten aus den psychologischen Fehlern der Vergangenheit lernen.

Mir ist von französischen Bekannten immer wieder entgegengehalten worden, wenn ich mich für Europas Zukunft begeisterte, in einem geeinigten Europa würden 70 Millionen Deutsche 45 Millionen Franzosen gegenüberstehen und allein nach den Spielregeln der Demokratie die Oberhand gewinnen*). Eine solche Denkart ist sinnlos, denn neben den 70 Millionen Deutscher gibt es mindestens 180 Millionen Nichtdeutsche in dieser Föderation, vielleicht sogar noch 100 Millionen mehr. Außerdem würde das Leben des europäischen Bürgers mit seiner Freizügigkeit und seiner freien Arbeitsmöglichkeit innerhalb Europas Grenzen uns alle vor so große sachliche Aufgaben stellen, daß wir in einer viel kürzeren Frist, als wir sie uns heute vorzustellen wagen, das Trennende der Vergangenheit nicht mehr empfinden werden. Schließlich war Europa auch im Mittelalter viele Generationen hindurch politisch eine Einheit, sprachen auch damals seine Menschen verschiedene Sprachen und entzündete sich seine Gegensätzlichkeit nicht an nationalen, sondern an übernationalen Fragen. Selbstverständlich wird es auch in Europa immer Kämpfe und Schwierigkeiten geben — die es auch in Amerika gibt — aber das Nationalitätsproblem wird nicht mehr das Gesicht Europas bestimmen und seine Energien lähmen wie in unseren Tagen.

Mögen die Staatsmänner und Machthaber — nicht zuletzt die deutschen Parteiführer — dieser finsternen Gegenwart das Wort des Grafen Keyserling bedenken: „Es kommt alles darauf an, daß die maßgebenden Persönlichkeiten rechtzeitig verstehen. Das Bewußtsein muß Schritt halten mit der sich wandelnden Realität, sonst steht es dem Fortschritt im Wege.“

Die französische Zeitschrift „Plans“ schrieb am 10. Dezember 1931 anläßlich der Schwierigkeiten, die in Deutschland beim Bankkrach vom 22. Juli 1931 entstanden waren:

„Achtung! Im Jahre 1919 waren 90 Prozent aller Deutschen Republikaner, Pazifisten und europäisch gesinnt. Die aufeinanderfolgenden Fehler der aufeinander

*) Vergleiche S. 2 dieses Heftes.

folgenden Regierungen haben dies europäisch gesinnte Deutschland entmutigt und mit Geduld und Methode jenes nationalistische Deutschland angeregt, das es jetzt zu 60 Prozent ist. So bleiben kaum mehr viele Fehler, die zu begehen sind. Natürlich kann man eine so wirksame Tradition fortsetzen, die mit einer so schönen Folgerichtigkeit in die Sackgasse führt. Man kann das Auseinanderfallen Europas vollenden und damit den Selbstmord Frankreichs. Die Gelegenheit ist prächtig! Man kann aber auch durch eine Geste, durch ein Wort die Mißverständnisse zerstreuen, den deutschen Nationalismus entwaffnen, die Fehler reparieren und so unserm europäischen Vaterland Einheit, Wohlstand und einen brüderlichen Frieden schenken."

In weiteren Ausführungen beklagt sich dieselbe Zeitschrift bitter, daß man nichts täte, um den Deutschen zu helfen und ihr Prestige zu stärken, die trotz dieser Schwierigkeiten für den Frieden und die Zusammenarbeit mit den Siegern predigen.

Wenn wir nun fragen, ob Europa sein wird, so müssen wir begreifen, daß das im wesentlichen von uns selbst abhängt. Es ist unser Defaitismus, unser mangelndes Selbstvertrauen, unsere Müdigkeit und unser schlechtes Gewissen, das dem notwendigen Ziel am meisten im Wege steht.

Wir wollen einem der tiefsten zeitgenössischen Denker, dem Spanier Ortega y Gasset das Wort erteilen und seine Analyse und seine Folgerungen mit aller Kraft verbreiten helfen. 1928/29 — im Zeichen der Prosperität und eines platten Fortschrittsglaubens hat er sie mit visionärer Klarheit in seinem Buch „Der Aufstand der Massen“ niedergelegt.

„Es ist ein klägliches Schauspiel, das die minderjährigen Nationen Europas heute bieten. Angesichts von Europas sogenanntem Untergang und seiner Abdankung in der Weltherrschaft müssen Nationen und Natiöchen umherspringen, Faxen machen, sich auf den Kopf stellen oder sich recken und brüsten und als erwachsene Leute aufspielen, ihr Schicksal selbst in der Hand halten...

Zum ersten Male spürt der Europäer, daß er mit seinen politischen, wirtschaftlichen, geistigen Unternehmungen an die Grenzen seiner Nation stößt, daß seine Lebensmöglichkeiten, sein vitaler Stil in keinem Verhältnis zu der Größe des Kollektivkörpers stehen, in den er eingeschlossen ist und damit hat er entdeckt, daß man Provinzler ist, wenn man Engländer, Deutscher oder Franzose ist...

Nach meiner Meinung entspringt das Gefühl des Versagens und der Ohnmacht, das unleugbar auf unserm Leben lastet, dem Mißverhältnis zwischen den Möglichkeiten des heutigen Europas und dem Format seiner politischen Verfassung, in deren Rahmen sie sich auswirken soll...

Die unseligen Schranken der gegenwärtigen deutschen, französischen, englischen Wirtschaft sind die politischen Grenzen der betreffenden Staaten. Die eigentliche Schwierigkeit liegt nicht in dem wirtschaftlichen Problem, sondern darin, daß die Form des öffentlichen Lebens, in der sich die ökonomischen Kräfte zu bewegen haben, den Größenverhältnissen dieser Kräfte nicht entsprechen... Der alte Kontinent ist trüb und verzagt wie ein großflügeliger Vogel, der mit seinen mächtigen Schwingenschlägen gegen die Gitterstäbe seines Käfigs stößt. Beweis dafür ist, daß sich dieselbe Konstellation auf anderen Gebieten wiederholt, die dem wirtschaftlichen sehr fern liegen, z.B. im geistigen Leben. Jeder gute Intellektuelle in Deutschland, England oder Frankreich empfindet die Grenzen seiner Nation heute als Beengung. Dasselbe geschieht in der inneren Politik...

Was fehlt, sind Programme, deren Umfang den Größenverhältnissen des heutigen europäischen Daseins angemessen wäre...

Um das Gesagte durch ein greifbares Beispiel zu verdeutlichen, nehme man irgendeine konkrete Tätigkeit, etwa den Automobilbau. Das Automobil ist eine rein europäische Erfindung, aber in der Fabrikation führt heute Nordamerika. Konsequenz: das europäische Auto gerät ins Hintertreffen. Und dennoch weiß man in der europäischen Industrie und Technik ganz genau, daß die Überlegenheit der amerikanischen Erzeugnisse auf keiner speziellen Begabung des Menschen jenseits des Ozeans, sondern einfach darauf beruht, daß die amerikanische Fabrik ihren Wagen ohne irgendwelche Beschränkungen hundertzwanzig Millionen Leuten anbieten kann. Man stelle sich vor, einer europäischen Fabrik ständen als Markt alle europäischen Staaten mit ihren Kolonien und Schutzgebieten offen; unzweifelhaft könnte ihr Erzeugnis, das für fünf- bis sechshundert Millionen Menschen gebaut wäre, bei weitem besser und billiger sein als der Ford. Die besonderen Vorzüge der amerikanischen Technik sind fast ausnahmslos Wirkungen, nicht Ursachen der Größe und Gleichförmigkeit ihres Absatzgebietes. Die Rationalisierung einer Industrie ist die zwangsläufige Folge ihres Umfangs.

Die tatsächliche Lage Europas wäre sonach folgendermaßen zu beschreiben: seine lange und großartige Vergangenheit hat es auf eine neue Lebensstufe geführt, wo alles sich vergrößert hat; aber seine Strukturverhältnisse, die aus der Vergangenheit herüberdauern, sind zwerghaft und hemmen die Expansionskräfte der Gegenwart. Europa ist als Gefüge kleiner Nationen entstanden. Nationalgedanke und Nationalgefühl waren in gewissem Sinn seine bezeichnendsten Erfindungen. Nun sieht es sich gezwungen, sich selbst zu überwinden. Dies ist das Schema des gewaltigen Dramas, das sich in den kommenden Jahren abspielen wird. Wird sich Europa von den Überresten der Vergangenheit befreien können oder für immer ihr Gefangener bleiben? Denn es ist schon einmal in der Geschichte geschehen, daß eine große Zivilisation starb, weil sie ihre überlieferte Staatsidee nicht aufgeben konnte ...

Spanier, Deutsche, Engländer, Franzosen sind und bleiben so verschieden, wie man nur will; aber sie haben dieselbe psychische Struktur und sind vor allem auf die gleichen Inhalte bezogen. Religion, Wissenschaft, Recht, Kunst, gesellschaftliche und erotische Werte sind gemeinsame Angelegenheiten. Das sind aber die spirituellen Substanzen, von denen wir leben. Die Gleichartigkeit ist also noch größer, als wenn die Seelen selbst über einen Leisten geschlagen wären.

Machten wir heute eine Bilanz unseres geistigen Besitzes — Theorien und Normen, Wünsche und Vermutungen — so würde sich herausstellen, daß das meiste davon nicht unserem jeweiligen Vaterland, sondern dem gemeinsamen europäischen Fundus entstammt. In uns allen überwiegt der Europäer bei weitem den Deutschen, Spanier, Franzosen ... Wenn wir uns versuchsweise vorstellen, wir sollten lediglich mit dem leben, was wir als „Nationale“ sind, wenn wir etwa den durchschnittlichen Deutschen aller Sitten, Gedanken, Gefühle zu entkleiden probieren, die er von anderen Ländern des Erdteils übernommen hat, werden wir bestürzt sein, wie unmöglich eine solche Existenz schon ist; vier Fünftel unserer inneren Habe sind europäisches Gemeingut.

Was haben wir, die wir in diesem Teil des Planeten leben, Besseres zu tun, als das Versprechen zu erfüllen, das wir der Geschichte seit vier Jahrhunderten mit

dem Wort Europa geben? Nur das Vorurteil der alten „Nationen“ steht dem entgegen, die Idee der Nation als Vergangenheit. Jetzt wird sich zeigen, ob die Europäer von dem Weibe Lots abstammen und darauf beharren, mit rückwärts gewandtem Kopf Geschichte zu machen ...

Unser heutiges Dasein ist die Frucht eines Zwischenreiches, einer Lücke zwischen zwei Gestaltungen der historischen Herrschaft, derjenigen, die war, und derjenigen, die sein wird. Darum ist es seinem Wesen nach unverbindlich. Die Männer wissen nicht, welchen Idealen sie dienen, die Frauen, welchen Typus Mann sie bevorzugen sollen.

Die Europäer können nur leben, wenn sie in eine große gemeinsame Aufgabe hingestellt sind. Fehlt diese, so werden sie gewöhnlich und schlapp; die Seele geht ihnen aus den Fugen. Einen Anfang davon haben wir jetzt vor Augen. Die Kreise, die man solange Nationen genannt hat, erreichten vor einem Jahrhundert etwa ihren größten Umfang. Man kann schon nichts mehr mit ihnen tun als sie zu überschreiten. Sie sind nur noch Vergangenheit, die sich um und unter dem Europäer anhäuft, ihn einengend und belastend. Mit größerer vitaler Freiheit begabt als je, spüren wir alle, daß die Luft in jedem Volk unatembarm ist, Gefängnisluft. Die Nationen, die vorher weiter, offener, durchwehter Raum waren, sind nun Provinz geworden, Binnenland. In der europäischen Supernation, die uns vorschwebt, kann und darf die heutige Vielfältigkeit nicht verschwinden. Während der antike Staat das Unterschiedliche der Völker vernichtete oder bestenfalls in mumifiziertem Zustand bewahrte, fordert die nationale Idee mit ihrer reineren Dynamik das wirkende Fortbestehen jener Vielfalt, die immer charakteristisch für das Leben des Abendlandes gewesen ist.

Alle Welt fühlt die Dringlichkeit neuer Lebensgrundsätze. Aber einige suchen — wie es in ähnlichen Krisen immer geschieht — durch übermäßige und künstliche Steigerung gerade des überlebten Prinzips die Lage zu retten. Dadurch erklären sich die „nationalistischen“ Ausbrüche dieser letzten Jahre. Und es ist — ich wiederhole es — immer so gewesen. Die letzte Flamme die höchste; der letzte Seufzer der tiefste. Am Vorabend ihrer Aufhebung werden die Grenzen überempfindlich — die militärischen wie die ökonomischen.

Aber alle diese Nationalismen sind Sackgassen. Man versuche, sie in die Zukunft zu projizieren, und man spürt den Widerstand. Sie führen nirgendwohin. Der Nationalismus ist immer ein Impuls, der den Nationen bildenden Kräften entgegengerichtet ist. In Zeiten der Befestigung hat er einen Wert. Aber in Europa ist alles überbefestigt und der Nationalismus nur eine Manie, der Vorwand, der sich bietet, um der Verpflichtung zur Erfindung großer neuer Unternehmungen zu entgehen. Die einfältigen Mittel, mit denen er arbeitet, und die Art Leute, die er begeistert, verraten nur allzu deutlich, daß er das Gegenteil einer schöpferischen historischen Bewegung ist.

Einzig der Entschluß, aus den Völkergruppen des Erdteils eine große Nation zu errichten, könnte den Puls Europas wieder befeuern. Unser Kontinent würde den Glauben an sich selbst zurückgewinnen und in natürlicher Folge wieder Großes von sich fordern, sich in Zucht nehmen.

Die Vereinigten Staaten Europas

Ein altes politisches Problem

Das Römische Reich war der erste gelungene Versuch, eine große Anzahl verschiedenartiger Länder zu einer politischen Einheit von beträchtlicher Dauer zusammenzufassen; eine erstaunliche Leistung, wenn man die schwerfälligen Verkehrs- und Nachrichtenmittel jener Zeiten bedenkt. Das Mittel zu dieser einzigartigen Schöpfung war kein freiwilliger Zusammenschluß, sondern kriegerrische Gewalt. Wenn das Imperium Romanum trotzdem fünf Jahrhunderte bestanden hat, so ist dies einerseits den Tugenden der Gerechtigkeit und Duldsamkeit, mit denen das einmal Eroberte verwaltet wurde, andererseits der Tatsache zu verdanken, daß die Vereinigung der Mittelmeerländer kulturellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen weitestgehend entsprach. Allerdings hat auch das Römische Reich einen gewissen Dualismus anerkennen müssen, ließ sich doch der Gegensatz zwischen dem lateinischen Westen und dem griechisch-orientalischen Osten nicht überbrücken. Dies wirkte sich insofern bis in unsere Zeiten verhängnisvoll aus, als auch die Erbin des Römischen Reiches, die christliche Kirche, diesen Dualismus mit übernahm und nicht verhindern konnte, daß sich zwei geistige Anschauungszentren, Rom im Westen und Konstantinopel im Osten, bildeten, die bei der Gewinnung der nördlich von ihnen gelegenen Länder schließlich (ab 1096) ganz getrennte Wege gingen, zum Glück, ohne sich gegenseitig zu stören.

Das Christentum hat eine überstaatliche Tendenz, aus der das Papsttum auch einen politischen Anspruch herleitete. Es blieb darum der ruhende Pol in der Flucht der entstehenden und vergehenden Staaten der Völkerwanderungszeit. Doch es gelang ihm nicht, Priestertum und Königtum in der Person des Papstes zu verschmelzen und die Völker Westeuropas unter seiner Führung zu einen. Die Staatsgewalten behielten ihre Selbständigkeit, ja, zeigten ihrerseits das Bestreben, mehrere Völker zu Einheiten zusammenzufassen. Wollten sie dabei Erfolg haben, so mußten sie freilich sich den Segen der Kirche sichern. Der Versuch Theoderichs, Römer und Germanen zu verschmelzen und mehrere Staaten unter seinem Szepter zu einen, scheiterte, weil der athanasianisch gesinnte Papst die Goten als Arianer ablehnte. Mehr Erfolg hatten dafür die Franken, die das dem Papst genehme Christentum angenommen hatten. Den Höhepunkt ihrer „europäischen“ Bestrebungen erreichten diese unter Karl dem Großen, dessen Reich sich ungefähr mit dem Raum deckte, den heute die im Brüsseler Westpakt zusammengeschlossenen Länder einnehmen. Seine Ostgrenze verlief ziemlich übereinstimmend mit der Zonengrenze, die heute das geschlagene und besetzte Deutschland durch eine Nord-Südlinie in so tragischer Weise spaltet.

„Das Karolingische Reich“, sagt Ranke in seiner „Weltgeschichte“ (VIII. Buch, 14. Kapitel), „ist die Grundlage anderer Reiche geworden, die den Kontinent umfassen. ... Karl der Große ... ist der Patriarch des Kontinents, dessen

innere Entwicklungen eben auf dem Boden erwachsen, den er gegründet hatte. Die Zentralgewalt, welche Karl gegründet hatte, konnte verschwinden, aber die Völkerschaften, die sie umschloß, die lebendigen Kräfte in der Umbildung, die er ihm gegeben, mußten ihn überleben." Die lebendigen Kräfte waren überwölkischer Natur: Nicht nur die Bildung, die hauptsächlich in den Klöstern gepflegt wurde, war lateinisch-christlich, auch „empfand sich der ritterliche Adel über Europa hin als eine einzige große Gemeinschaft ... Ja, nach und nach bildete sich eine die Städte des Abendlandes umfassende gemeinsame Sphäre der materiellen Interessen, und auch die Bürgerschaften lernten sich als eine zusammengehörige Korporation betrachten."

Karl wurde, wenn auch gegen seinen Willen, vom Papst zum „römischen" Kaiser gekrönt. Als sein Reich zerfallen war, blieb der „römische" Gedanke lebendig und wurde von den deutschen Königen aufgegriffen. Er gipfelte in dem Gedanken, die Völker der römisch-katholischen Christenheit unter einem weltlichen Fürsten zu einen, eben dem zum Kaiser erhobenen deutschen König, der damals der mächtigste war und in dessen Reich Aachen, die frühere Residenz Karls des Großen, lag. Wenn dies Imperialismus war, so war es gewiß, einer der edelsten. Er erreichte sein Ziel nicht, erstens weil der Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden das Richteramt auch über den Kaiser beanspruchte, zweitens durch das Entstehen starker Nationalstaaten im Westen Europas. Während der ursprünglich gesunde Föderalismus des Deutschen Reiches auf Kosten der Zentralgewalt in übelsten Partikularismus ausartete, verwandelte sich Frankreich nach Beseitigung der noch vorhandenen Herzogtümer unter Ludwig XI. in einen absoluten Einheitsstaat, und England widmete sich der Verschmelzung der auf seinem Boden gelandeten verschiedenartigen Volksplitter durch Ausbildung einer neuen, in ihren Wurzelementen westeuropäischen Mischsprache. Die Entwicklung der bürgerlichen Freiheiten, die sich ebenfalls in diesem Lande vollzog, sollte später die Länder Europas, ja, der ganzen Welt aufs stärkste befruchten. Auch Renaissance und Humanismus hatten menschliche, fast weltbürgerliche Bildungsideale.

Es gab im Mittelalter bereits ein Schrifttum, das sich theoretisch mit dem Gedanken einer Europa-Union befaßte. Es war ein Franzose, der Advokat Pierre Dubois, der in einer 1306 verfaßten Schrift „Über die Wiedergewinnung des Heiligen Landes" den Reigen eröffnet. Sie ist eigenartig durch ihre Mischung von mittelalterlich und modern anmutenden Vorstellungen. Er macht den Vorschlag, alle Streitigkeiten zwischen christlichen Völkern durch ein Schiedsgericht von je drei geistlichen und weltlichen Richtern zu regeln und als höchste Instanz den Papst zu bestimmen. Dieser „Gottesfriede" (treuga dei) sollte aber nicht dem Zweck dienen, den Krieg überhaupt abzuschaffen, sondern alle Kräfte Europas zur Befreiung des Heiligen Landes aufzubieten. 150 Jahre später (1464) erhebt ein Mitteleuropäer seine Stimme für das Projekt eines Staatenbundes. Es ist der böhmische König Georg Podiebrad. Statt zu den Waffen zu greifen, sollten alle europäischen Staaten ihre Streitigkeiten einem internationalen Gerichtshof übergeben, dessen Sitz zu wechseln hätte. Er schlägt für die ersten fünf Jahre Basel, für die weiteren fünf eine französische, für die folgenden eine italienische Stadt vor. Nach dem Vorbild des Konstanzer Konzils sollten die Völker in vier Gruppen geteilt werden, deren jede nur eine Stimme hätte, die

durch die Mehrheit ihrer Mitglieder bestimmt würde. An der Spitze sollte ein Praesidens Pater stehen.

Während des Dreißigjährigen Krieges (1632) stellt ein Pariser Mönch Eméric Crucé ein ähnliches Statut auf. Sein Weltfriedensbund sollte in Venedig seinen Sitz haben. Unmittelbar nach diesem Krieg schlägt der Herzog von Sully, Minister Heinrichs IV. von Frankreich, in seinen „Memoiren“ vor, die europäischen Staaten zu sechs Einheiten zusammenzufassen, deren jede einen Schiedsgerichtshof haben soll. Als höhere Instanz soll darüber noch ein Völker-rat stehen.

In seiner 1712 erschienenen Schrift „Projet de Traité pour rendre de la Paix perpétuelle“ macht der Abt von St. Pierre ganz genaue Organisationsvorschläge, die den Satzungen des Völkerbundes vom 10. Januar 1920 sehr ähneln. Sie hat die großen Schriftsteller der Aufklärungszeit, Rousseau und Voltaire, Leibniz und Herder, stark angeregt. Auch Kants berühmter Traktat „Zum ewigen Frieden“ fußt auf ihr.

Neben diesen theoretischen Schriften, die den Gedanken einer allgemeinen Befriedung der Welt mit dem einer Zusammenfassung aller europäischen Staaten verknüpfen, laufen die praktischen Versuche, wenigstens einen Teil Europas zu einen. Während „das Römische Reich deutscher Nation“ an innerer Schwäche ruhmlos zugrunde ging, blieb die Monarchie Habsburg als starke Hausmacht bestehen. Sie kann wie die Schweiz als ein Europamodell angesehen werden, war sie doch ein politisches Gebilde, das sprachlich und rassisch verschiedenartigste Völker zu einer Einheit zusammenfaßte, ohne den Volksindividualitäten Abbruch tun zu wollen, allerdings auch ohne ein friedliches Zusammenleben der einzelnen Völker zu erreichen.

Die beiden großen, auf Deutschlands Boden ausgetragenen Kriege, der Dreißigjährige und der Siebenjährige Krieg, sahen Europa wieder in zwei Lager gespalten, endeten aber wenigstens in Friedensschlüssen, die den Geist der Versöhnlichkeit auf beiden Seiten atmeten. Napoleon wollte in zehn Jahren schaffen, was die Franken und Römer in Jahrhunderten erreicht hatten. Sein gewalt-samer Versuch, Europa unter seiner Führung zu einen, weckte letztlich die schlummernden Nationalgefühle, fand aber auch nur eine leichte Sühne: der Urheber des angerichteten ungeheuren Schadens wurde verbannt, und das verführte französische Volk brauchte seine „Schuld“ mit keiner Gebietsabtretung und einer nur geringen Kriegszahlung zu büßen. Dafür wurde Europa aber auch mit einer langen Friedenszeit in der Obhut der „Heiligen Allianz“ belohnt. Die Führung in diesem Bündnis hatte damals das so lange abseits stehende Rußland. Das von Bismarck geschaffene Deutsche Reich erwies sich nach seiner „Saturierung“ als ein Hort des Friedens. Sein auf dem Berliner Kongreß 1878 bewiesenes „ehrliches Makler-tum“ und sein kunstvolles Bündnis-system waren staatsmännische Taten, die dem europäischen Gedanken dienten. Leider wurde sein Erbe schnell vertan. Die „Einkreisung Deutschlands“ durch Gegenbündnisse zerspaltete Europa wieder in zwei Staatengruppen, deren Spannungen schließlich im ersten Weltkrieg zur schrecklichsten Entladung kamen. Der Versailler Vertrag, der ihn beendigte, war schon deswegen keine „europäische“ Leistung, weil er unter dem Schlagwort des „Selbstbestimmungs-

rechtes der Völker" an die Stelle von früher 26 Staaten deren 35, statt der früher 26 Zollgrenzen gar 38, statt 13 Währungen 21 setzte, von wirtschaftlichen Mißgeburten wie dem „polnischen Korridor“ und dem zerteilten ober-schlesischen Industriegebiet ganz zu schweigen. Auch der 1920 geschaffene „Völkerbund“ bekam ebensowenig praktische Bedeutung wie der schon 1899 gegründete Haager Schiedsgerichtshof.

Daß der Gedanke der europäischen Solidarität weiterlebte, ja, zu neuer Kraft erwachte, ist vornehmlich das Verdienst dreier Männer: des französischen Staatsmannes Aristide Briand, des deutschen Reichstagsabgeordneten Wilhelm Heile und des Grafen Coudenhove-Kalergi. Briand warb in einem „Memorandum an die europäischen Mächte“ (1930) für einen Wirtschaftsraum Europa, zu dem auch die Küste Nordafrikas, Palästina und die Türkei gehören sollten. Heile war Präsident der deutschen Abteilung des „Bundes für europäische Kooperation“ und trat vor allem für die deutsch-französische Verständigung ein. In seiner Schrift „Nationalstaat und Völkerbund“ warb er für den freiwilligen Zusammenschluß gleichberechtigter Bundesgenossen, „der über den Staatenbund in logischer Entwicklung zum Bundesstaat führt“, wie ihn die kleine Schweiz und die große nordamerikanische Union trotz bestehender innerer Gegensätze verwirklicht haben. „Der Inhalt der Außenpolitik heißt infolgedessen für die meisten Staaten nicht mehr: Wie schütze ich mich gegen den Verlust meiner Freiheit, sondern: Wie kann ich mir die verlorene Freiheit wiedergewinnen? ... Die Lösung muß also heißen: Entwertung der Grenzen.“ Wie aus dem Deutschen Zollverein das Bismarckreich, so könne nach Weg-räumung der wirtschaftlichen Schranken der Bundesstaat Europa entstehen.

Coudenhove-Kalergi erzielte 1923 mit seiner Schrift „Paneuropa“ einen Welterfolg und gründete die „Paneuropäische Union“. „Europas Weltherrschaft“, so schrieb er, „ist für immer gestürzt. Einst gefürchtet — wird es heute bemitleidet ... Militärisch bedroht durch die russische Invasion — wirtschaftlich bedroht von der überlegenen Organisation Amerikas, verschuldet, zersplittert, unruhig, geschwächt, zerrissen durch nationale und soziale Kämpfe, schwer geschädigt in seiner Bevölkerungskraft und Industrie, in einem Wirtschafts- und Währungschaos. So geht es aus einer trostlosen Gegenwart einer ungewissen Zukunft entgegen ... Die russische und britische Weltmacht werden ihre asiatischen Gegensätze durch deutsche und französische Soldaten am Rhein ausfechten lassen. Wie gestern China und die Türkei, wird morgen Europa von England, Rußland und Amerika in Interessensphären geteilt werden ... In vieler Hinsicht gleicht das moderne Europa politisch dem alten Griechenland. Europas Mazedonien ist Rußland. Während Europa in 26 und mehr Souveränitäten zersplittert ist, bildet Rußland einen einheitlichen politischen Komplex, dessen Fläche viermal so groß ist wie Paneuropa, und dessen Einwohnerzahl doppelt so groß ist wie die der volkreichsten Nation.“ Wie aus diesen Sätzen zu ersehen ist, versteht Coudenhove unter „Paneuropa“ den geographischen Begriff Europa ohne Rußland und England.

„Europa ist kulturell viel einheitlicher als Indien. Es ist verbunden durch die christliche Religion, durch die europäische Wissenschaft, Kunst und Kultur,

die auf christlich-hellenischer Basis ruht ... Gemessen an diesen vielen Gemeinsamkeiten des europäischen Lebens, verliert die europäische Sprachverwirrung ihre Bedeutung ... Die abendländische Kultureinheit gibt uns das Recht, von einer europäischen Nation zu sprechen." Voraussetzung und Kernstück der neu zu bildenden Europa-Union wird die Union zwischen Frankreich und Deutschland sein, die jetzt möglich geworden ist, „seitdem die republikanische Staatsform die beiden Nachbarn verbindet“.

Die Bildung des neuen EuropaStaates wird auch durch die Fortschritte der Verkehrstechnik erleichtert, ja, geboten: „Seit einem Jahrhundert ist die Erde im selben Verhältnis kleiner geworden — sind Städte und Länder im selben Verhältnis nähergerückt, als ein Schnellzug schneller ist als ein Postwagen, ein Flieger schneller ist als ein Reiter, ein Ozeandampfer schneller ist als ein Segelschiff, ein Telegramm schneller ist als eine Briefftaube. Dadurch sind alle Staaten zusammengeschmüpft und aneinandergerückt.“ Von diesem Standpunkt aus betrachtet, wäre also die künftige Europa-Union nicht größer als die Schweiz vor 150 Jahren. Sie brauchte nur ihre „moderne Verkehrstechnik durch eine moderne Staatstechnik zu ergänzen“, um ein gleichwertiges Glied in der Kette der führenden Weltmächte, Rußland, England, Amerika, die ja auch Staatenbünde sind, zu werden.

Der kürzlich erfolgte Zusammenschluß der Westmächte, zunächst ein reines Schutzbündnis zur Wahrung der eigenen Freiheit und der heiligsten Güter der Menschheit, und die Tagung der Europa-Union im Haag sind Ansätze für ein neues Europa.

DER AUFTRAG

Woher ward der Auftrag dir: zu reden —
und wen spricht die Menschenstimme an?
Ach erreichte sie doch herzlich jeden,
der dem Worte redlich aufgetan!

Wie auch immer: feige wär's zu schweigen,
da der Toten stilles Angesicht
nächtlings aufsteht und die Schatten steigen
fordernd und begehrend auf zum Licht.

Fordernd was du ihnen einst geschworen
im Gebrüll der wahnsinnstollen Schlacht:
daß du aussagst — auch vor tauben Ohren!

Bleiben sie doch sonst in Nacht verloren;
ruhlos in der tiefen deutschen Nacht,
stumm und blind, zum Sterben nur geboren ...

Alfred Pabst

Zollunion Europa?

Für und Wider einer Wirtschaftsordnung

Die „Vereinigten Staaten von Europa“ waren nach dem ersten Weltkrieg ein in den luftleeren Raum gebauter Wunschtraum. Zwar mußte jeder nüchtern denkende Mensch eine solche Wirtschaftsordnung als vernünftig erkennen. Tatsächlich aber arbeitete, abgesehen von einem kleinen Kreis von Idealisten, niemand ernsthaft darauf hin. Die Gedanken der europäischen Staatsmänner waren völlig damit beschäftigt, bei der Neuordnung Europas jeder für seinen Staat eine möglichst mächtige und wirtschaftlich starke Stellung zu schaffen. Maßgebend hierbei war die Tatsache, daß das Gleichgewicht der wirtschaftlichen und politischen Kräfte in Europa durch den Weltkrieg erschüttert worden war und nun ein neues Gleichgewicht hergestellt werden mußte. Ein großes Wettrennen begann. Im Kriege war durch die Blockadepolitik zum erstenmal der Gedanke einer Autarkie entstanden, das heißt der Schaffung eines Wirtschaftskreislaufes innerhalb der Grenzen eines Staates, um diesen von dem Außenhandel mit den andern Ländern, vor allem von der Einfuhr, unabhängig zu machen. Die Wirtschaftsblockade hatte sich als ein den militärischen Waffen gleichwertiges Kriegsmittel erwiesen. Für einen künftigen Krieg präparierte man daher von dieser Zeit an nicht nur militärische Waffen, sondern auch eine Autarkie in der Wirtschaft, um vor einer Blockade nicht kapitulieren zu müssen. Die Jahre nach dem ersten Weltkriege führten also nicht zu einer wirtschaftlichen, geschweige denn zu einer politischen Vereinigung der Staaten in Europa, sondern gerade zum Gegenteil, nämlich einem größtmöglichen wirtschaftlichen Abschließen von einander. Alle Staatsmänner studierten die Bodenschätze, Produktionsmöglichkeiten und die notwendigen Bedürfnisse ihrer Länder. Wer sich mit den Produkten des eigenen Landes ohne Einfuhr behelfen konnte, war am besten dran. Solche Länder, die aus verschiedenen Gründen noch nicht soweit waren, versuchten es mit Kompromissen und versuchten durch Handelsverträge mit ihren Nachbarn eine möglichst günstige Quote herauszuhandeln, durch die sie sich möglichst wenig in Abhängigkeit von der Einfuhr des andern begaben. Andere Länder, bei denen dies ganz und gar nicht ging, wie z. B. Rußland, senkten durch einen „Fünfjahresplan“ gewaltsam den Lebensstandard der eigenen Bevölkerung, um in dieser Zeit die eigene Wirtschaft in Richtung einer Autarkie zu entwickeln. Das Ziel hierbei war, eine möglichst starke Machtstellung im neuen Europa zu gewinnen. Das Mittel hierzu war eine möglichst große Autarkie. Wer die besten Rohstoffe und Produkte hatte, war wirtschaftlich am meisten unabhängig, hatte die stärkste Stellung. Diejenigen, die dazu rieten, nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten von Nordamerika den entgegengesetzten Weg zu beschreiten, nämlich die wirtschaftlichen Möglichkeiten durch gegenseitigen Austausch weiter zu entwickeln und dadurch der stark gewachsenen Bevölkerung Europas gleichmäßige Lebensmöglichkeiten zu geben — wodurch die Spannungen und die Kriegsdrohungen am besten neutralisiert worden wären — predigten tauben Ohren.

Was war die Ursache dieser Entwicklung? Die meisten Staatsmänner in Europa dachten nicht weltpolitisch. Sie erkannten noch nicht, daß die Technik die Län-

der und die Völker durch die Überwindung der Entfernungen so nahe aneinandergerückt hatte, daß alle Völker auf der ganzen Welt sowohl politisch wie wirtschaftlich in irgendeiner Form Einflüsse aufeinander ausübten und von einander abhängig waren. Sie hatten noch nicht wie Roosevelt einen Globus in ihrem Arbeitszimmer stehen, um die Welt als Ganzes zu sehen, sondern sie sahen auf nichts weiter als auf die Karte mit den Grenzen ihres Landes. Was außerhalb dieser Grenzen lag, war feindliches Gebiet, um das man sich nicht zu kümmern hatte. Die andern Länder waren Objekte der Politik, denen man möglichst viel Vorteile abjagen wollte, um sie dem eigenen Lande zugute bringen zu können. Der Gedanke, daß ein Land dadurch besser floriert, je mehr die Wirtschaft des Nachbarlandes floriert — weil nämlich die Prosperität eines Landes durch den Handel auch auf das andere wirkt —, dieser Gedanke ist in den Jahren zwischen 1920 und 1930 in ganz Europa fast überhaupt niemals in der Öffentlichkeit mit Nachdruck vertreten worden. Die Grenzen der Länder und die Grenzziehung betrachtete man nur wegen der Frage, ob man weitere Länder in diese Grenzen einbeziehen solle und könne, ob diese Länder Rohstoffe und Industrien oder andere Produktionsmöglichkeiten enthielten, und ob man durch ihre Einverleibung den Abschluß des eigenen Landes von den andern nur noch vollkommener machen könne. Das weltpolitische Denken oder das Denken in einer Hemisphäre, wie es jetzt bei den Vereinigten Staaten so stark hervortritt, oder auch nur das Denken an den eigenen Erdteil fehlte. Dies war die Ursache. Man dachte an Eifersüchteleien innerhalb der Mächte Europas. Man dachte nicht an die überragende Mission Europas in der Welt, die unserm ganzen Zeitalter und unsern Lebensformen das Gepräge gegeben hat, und man sah nicht die gemeinsame Bedrohung Europas.

Europa ist seit 1914 bergab gegangen, weil es ein gemeinsames Fühlen in Europa nicht mehr gab. Es begann zu der Zeit, als der übertriebene Nationalismus dieses gemeinsame Fühlen überdeckte und zu einer gegenseitigen Absonderung der Nationalstaaten führte. Spengler wies auf den möglichen Untergang des Abendlandes hin. Die Wirkung in dieser verblendeten Zeit war geradezu lächerlich: die meisten Menschen hörten nur von dem Schlagwort, ohne den Inhalt zu kennen, und eine Zeitlang war es große Mode, die verrücktesten Ideen über den Untergang der Welt sich auszudenken. Nur wenige begriffen den Versuch, alle positiven Elemente, die Europa ausmachen, und das Gemeinsame der Völker dieses Kontinents zu einem gemeinsamen Handeln aufzurufen.

Während sich in der ganzen übrigen Welt eine gewaltige Umgruppierung vollzog, eine wirtschaftliche und politische Unabhängigkeitsbewegung, eine Umgruppierung, die sich gegen Europa richtete, verlor man sich in Europa immer mehr in kleinen Eifersüchteleien, verlor man immer mehr den Überblick über die Vorgänge in der Welt. Weitschauende Staatsmänner hatten in diesem Getriebe immer weniger die Möglichkeit, sich Gehör zu verschaffen. Es war nicht etwa so, daß die wirtschaftlichen und sozialen Probleme den Staatsmännern nicht die Zeit zur Mitwirkung an der Weltpolitik gelassen hätten. Es war gerade umgekehrt. Infolge der wirtschaftlichen Autarkie der Überseeländer waren diese nicht mehr auf den Export aus Europa angewiesen. Sie fabrizierten sich ihre Waren selber. Der europäische Industriearbeiter verlor auf diese Weise seine Monopolstellung in der Welt, die ihm bis dahin höhere Löhne und einen höheren Lebensstandard als den Arbeitern über See garantiert hatte. Absatzstockungen, Arbeitslosigkeit,

Lohnschwierigkeiten, soziale Schwierigkeiten, Devisenschwierigkeiten in Europa waren die Folge. Die inneren Schwierigkeiten Europas waren eine Folge der Fehler in der Weltpolitik, nicht umgekehrt. Hätten die europäischen Staatsmänner eine gemeinsame Weltpolitik getrieben, statt sich untereinander zu streiten, hätten sie erkannt, daß die Interessen und die Stellung Europas *g e m e i n s a m* auf dem Spiele stand, und hätten sie diese Interessen besser verteidigt, so hätten sie damit einen besseren Lebensstandard in Europa erhalten und vermeiden können, daß die großen sozialen und wirtschaftlichen Spannungen erst eintraten. Eine der wichtigsten Voraussetzungen hätte hierzu eine weitgehende wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit der europäischen Staaten sein müssen. Zu einer solchen Erkenntnis kam es nach dem ersten Weltkrieg in Europa jedoch nicht.

Wie ist es heute? Trotz Marshall-Plan und Europabewegung sind in Wahrheit noch wenig Anzeichen dafür vorhanden, daß Europas Staatsmänner heute vernünftiger sind als ihre Kollegen vor 25 Jahren. Die allgemeine Lage in Europa ist zweifellos viel verworrener als damals, die direkte Not viel größer. Von einem gemeinsamen Fühlen für Europa scheinen wir mancherorts weiter entfernt als je. Der zweite Krieg war bedeutend schlimmer als der erste. Im ersten verlor Europa die Vormachtstellung in der Welt, im zweiten wurde Europa in einem bis dahin nicht vorstellbaren Maße zerstört, stärker als die Denkmäler früherer Kulturepochen zerstört worden sind. Groteske Grenzziehungen, Machtkämpfe politischer Interessengruppen, ein großangelegtes System der Rachepolitik und Konkurrenzvernichtung kennzeichnen neben der Unfähigkeit zur Ordnung auch nur der einfachsten Dinge der Lebenshaltung und Linderung des Hungers die augenblickliche Lage. Wer es kann, flieht Europa. Dennoch scheint es, als ob einige wesentliche Dinge sich geändert haben, die dem scharfen Blick auch trotz dieser Verworrenheit sichtbar werden.

Die rein technische Möglichkeit einer Vereinigung der Staaten Europas ist ja an sich nicht schwierig. Europa hat durch seine Lage in einem gemäßigten Klima und seine Rohstoffe, ebenso wie durch seine Gliederung und seine Häfen die besten Möglichkeiten, wie früher so auch in diesem Zeitalter der ganzen Welt Wohlstand, Kultur und Lebensform zu geben. Wenn die Kräfte der europäischen Völker zusammenwirken würden, dürfte es unschwer möglich sein, die Folgen der Katastrophe innerhalb absehbarer Zeit innerlich und äußerlich zu überwinden. Staatspolitisch ist eine Zusammenfassung nach dem Muster der Vereinigten Staaten durchaus möglich, ohne daß hierdurch ein Staat wesentliche Rechte aufgeben müßte. Es wäre gar nicht einmal nötig, daß sofort eine staatspolitische Neugründung erfolgen müßte. Im Grunde würde zunächst der Abschluß einer Zollunion Europa bereits genügen, um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Innern zu lösen und weitere Verluste gegenüber den Überseestaaten zu vermeiden. Die tatsächlichen Schwierigkeiten, die sich dem Abschluß einer Zollunion entgegenstellen, dürften nicht allzu groß ein. Denn selbst wenn für das eine oder das andere Land dadurch Nachteile entstehen sollten, so dürften sie, gemessen an den Schäden, die der letzte Krieg hinterlassen hat und die neue Kriege bringen würden, relativ gering sein, so daß sie unschwer auf alle Staaten gemeinsam umgelegt werden könnten. Die Staatsformen brauchten nicht geändert zu werden. Es könnten Monarchien und Republiken ebenso nebeneinander bestehen wie bisher. Hingegen könnten außer Zöllen auch sämtliche Pässe und Visen verschwinden, denn sie haben wirtschaftlich gar keinen Sinn. Ebenso könnten Freizügigkeit inner-

halb ganz Europas und ein unbeschränktes Niederlassungsrecht für alle Menschen geschaffen werden, gleich welcher Nation sie angehören. Wenn dieser Grundsatz für ganz Europa durchgeführt würde, so würden die Einwände, die heute von einigen Staaten aus Gründen der Volkstumspolitik dagegen erhoben werden, hinfällig sein. Die innere Politik könnte von Staatsregierungen weitergeführt werden. Die Staatsgrenzen würden dann Verwaltungsgrenzen sein, wie sie im Innern der Staaten Grenzen wie zwischen Regierungsbezirken sind. Eine gemeinsame Außenpolitik könnte von einer internationalen Hauptstadt geleitet werden. Hierfür wäre am besten eine Stadt in einem kleinen Lande geeignet, vielleicht Den Haag in Holland, um Rivalitäten der größeren Staaten auszuschalten. Hier könnte auch ein Rat aller Staaten, sowohl politisch wie wirtschaftlich, zusammen treten. Statt der jetzt bestehenden großen Heere würde eine Polizeitruppe genügen, wie sie in jedem Regierungsbezirk üblich ist, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die enormen Etats für Heeresausgaben, die bisher überall in den Staatshaushalten fungieren, können dann für praktische Aufbauzwecke oder zur Exportförderung gebraucht werden.

Das Für und Wider einer solchen vernünftigen Wirtschaftsordnung in Europa ist heute schärfer erkennbar geworden als früher. Angesichts des Axenexperimentes, sich ganz von den ändern Völkern abzuschließen, und angesichts der Politik des Eisernen Vorhangs, der heute mitten durch Europa geht, wird immer klarer erkennbar, daß alle Länder Europas und alle Länder der Welt überhaupt wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind. Die vielbesprochene Störung der Weltwirtschaft nach dem letzten Kriege, an der man seither herumgedoktert hat, hat ihren Grund nur in diesem künstlichen Abschließen der Länder voneinander. Es entstanden nämlich die unerträglichen Gegensätze zwischen Überproduktion in den einen Ländern und Mangel in den andern. Der Ausgleich von Land zu Land fehlte. Das war der Grund für die Störung der Weltwirtschaft. Dies haben der zweite Weltkrieg und die jetzige Lage sehr klar gezeigt.

Es scheint, als ob sich zwischen den beiden Kriegen, besonders bei den vom Kriege betroffenen Völkern, ein stärkerer Wandel vollzogen hat, als es auf den ersten Blick erkennbar wird. Im Jahre 1914 zog man in den Krieg mit Hurratriotismus und voller Ahnungslosigkeit darüber, was für ein Katastrophenzeitalter beginnen sollte. Eine Welle des Nationalismus erfaßte die Geister, weitere Wellen folgten bei Kriegsende und nach dem Kriege. Heute nach dem zweiten Weltkrieg fühlt man überall immer mehr, daß der Nationalismus übersteigert worden ist. Der Nationalismus war kennzeichnend für ein Zeitalter, das am Ende des 16. Jahrhunderts begann und bis zu uns reichte. Gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß diese Zeit ihren Höhepunkt überschritten hat und ihrem Ende zugeht, und daß wir vor der Notwendigkeit stehen, neue Formen des Zusammenlebens zu finden. Dies war nach dem letzten Weltkrieg noch keineswegs klar. Aber die dann folgende Zeit der gestörten Wirtschaft, der allgemeinen Not, der Geldentwertungen, der Arbeitslosigkeit und Exportstockung, die sowohl die Besiegten wie die Sieger betraf, hat doch viele ernste Gemüter zum Nachdenken gebracht. Als 1939 wieder der Krieg ausbrach, kam es diesmal keineswegs zu einer Welle nationaler Begeisterung. Zuviel Menschen hatten die daraus folgenden Zerstörungen und die Not am eigenen Leibe erfahren müssen. Ein lähmendes Entsetzen erfaßte vielmehr die Völker, das Gefühl eines furchtbaren Unglücks, dem wir alle gemeinsam entgegengetragen wurden. Die Soldaten zogen in den

Gräben Schilder hoch, daß sie nicht kämpfen wollten. Man fühlte, daß die Gelegenheit zu einer friedlichen Lösung einfach nur versäumt worden war. Der Nationalismus trat trotz seiner künstlichen Steigerung durch Hitler zurück hinter der Erkenntnis gemeinsamer Notwendigkeiten der Völker. Das Ende eines Zeitalters kündigte sich an. Es hat seine Zeit gedauert, bis dies deutlich werden konnte. Während des Krieges schien anfangs das Gegenteil der Fall. Deutschland war vom Ausland abgeschnitten. Die große Masse konnte die großen Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher Entwicklung, Bevölkerungsdichte und Krieg und Frieden nicht übersehen. Nachdem die Schockwirkung des nationalsozialistischen Terrors und des Zusammenbruchs des Reiches abzuklingen anfängt und die denkenden Geister des Volkes die großen Zusammenhänge zu begreifen beginnen, wird die Wandlung von Einst zu Jetzt immer deutlicher. Es ist fast so, als habe die Katastrophe, die ja nicht nur eine Katastrophe Deutschlands, sondern Europas war, zu einer neuen Erkenntnis geführt. Den Untergang unersetzlicher Kulturwerte, die unser aller Leben bedeuten, haben wir alle miterlebt. Städte, Bilder, Kunstgegenstände, Familien, Völker, Sitten, Lebensstil sind vernichtet worden, nicht wegen unüberwindlicher Gegensätze, sondern weil wir Gedankenfehler begangen haben.

Das bisherige nationalstaatliche Denken in Europa ging von der Mächtegruppierung aus, wie sie im vorigen Jahrhundert bestand. Von dieser Machtstellung, nämlich der Stärke der Heere, Flotten, Häfen, Grenzen, Stützpunkte, hing der Einfluß auf die Überseeländer ab, auf deren Importe und damit auf die wirtschaftliche Entwicklung, den Lebensstandard, die Löhne der Arbeiter in den europäischen Ländern. Wieviel von den Menschen, die von den Illusionen des ständigen Fortschritts träumen, waren sich wohl über diese Zusammenhänge klar? Diese Mächtegruppierung wurde zum erstenmal durch Weltkrieg Nr. 1 verändert und ist seitdem ständig in Bewegung geblieben. Das Stärkeverhältnis der europäischen Mächte zueinander hat sich ganz unabhängig von dem Ausgang der Kriege jeweils dauernd verändert. Nachdem aus dem ersten Weltkrieg England als die stärkste Macht hervorzugehen schien, war eine lange Zeit Frankreich — teilweise durch eine geschickte Finanzpolitik — zu einer der stärksten Mächte in Europa geworden, die ganze Machtgruppen, z. B. die „Kleine Entente“, in ihrem Schlepptau hatte. Es folgte eine Zeit, wo sich das Gewicht stark auf östliche Staaten verlegte. Danach wieder gewann unversehens Deutschland an Macht, die alle umliegenden Länder in ihren Bannkreis zog. Heute ist Rußland zum Kern einer Machtstellung geworden, die stärker ist als alle andern europäischen Länder. Wird es so weitergehen? Zur Zeit steht die Frage im Vordergrund, ob ganz Europa unter den Einfluß Rußlands geraten wird oder nicht. Diese Konstellation kann wiederum einer andern weichen. Diese machtsstaatlichen Veränderungen, die eine ständige Beunruhigung nicht nur des politischen, sondern des privaten Lebens bis in die letzten Winkel geworden sind, stehen offensichtlich in Zusammenhang mit dem nationalstaatlichen Denken der hinter uns liegenden Zeit.

Dieses enge nationalstaatliche Denken wird dem neuen Denken eines gemeinsamen Aufbaues des zerstörten Erdteils weichen müssen. Bei den künftigen Beziehungen der Völker Europas wird man sich klar werden müssen, daß gewaltsame Handlungen wie bisher unzeitgemäß, ja verbrecherisch sind, wenn eine Wirtschaftsordnung nach Grundsätzen der Vernunft statt nach einseitigen

nationalen Gesichtspunkten geschauten ist. Grundsätze der Vernunft sind es, wenn die Wirtschaft mindestens innerhalb eines zusammengehörigen Kontinents sich frei und ungehindert entwickeln kann und wenn die Bewohner dieses Kontinents sich frei bewegen können und einander helfen. Zölle, Pässe, Visen, Grenzmauern und das gewaltsame Abschließen des normalen Kreislaufes sind Mittel der Unvernunft, die sich bitter rächen müssen und die keine Berechtigung mehr in der heutigen Zeit haben. Pässe und Visen hat man einstmals erfunden — zuerst übrigens in Rußland —, um angeblich Verbrecher aus fremden Staaten dem eigenen Lande fernzuhalten. Heute ist dies völlig sinnlos. Zölle, Grenzmauern usw. sind Mittel der Nationalstaaten zum gegenseitigen Kampf gegeneinander, aber zu nichts anderem zu gebrauchen. Wozu hat die Technik die großartigen Mittel des Verkehrs erfunden, wenn sie nur wieder durch die Unfähigkeit der verantwortlichen Staatsmänner lahm gelegt werden?

Das neue Denken wird durch die Notwendigkeit des Aufbaus eines ganzen Erdteils und der Sicherung der Kulturgüter Europas bedingt sein. Die wichtigste Frage in der Zukunft wird sein, die zerstörten Werte wiederaufzubauen und die weitere Zerstörung der Kulturwerte zu verhindern. Dies kann nur geschehen durch eine gemeinsame Handlung der Länder Europas. Nicht ein einzelnes Land hat gelitten, nicht ein einzelnes Land ist bedroht, sondern der ganze Erdteil. Die Länder Europas gehören zu einem Kreis einer gemeinsamen Kultur. Wenn diese nicht mehr besteht oder so stark zerstört ist, daß sie nicht mehr lebt, werden alle Länder Europas ihre heutige Bedeutung, die eine kulturelle Bedeutung ist, verlieren.

Diese Gemeinschaft, dies gemeinsame Schicksal zu erkennen, ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit.

BERUFUNG

Die hohen Seelen grüßen
nur selten einen Herrn.

Sie geh'n mit stillen Füßen
und folgen ihrem Stern.

Sie sind im Traum zuhause,
wie in der harten Welt,
im irdischen Gebrause
auf innern Grund gestellt.

Sie schwanken nicht im Ringen,
ein Märchen bleibt ihr Tun,
sie wirken in den Dingen,
um zeitlos auszuruhen.

Sie sind im Jünglingsfeuer
dem göttlich Einen nah,
als Bürgen und Betreuer
des Ewigen sind sie da.

Die Sternenstunde Frankreichs

Im Zeitalter der amerikanischen Europahilfe hat der geographische wie der geistige Begriff Europa wieder eine Vordergründigkeit erlangt, wie er sie vielleicht seit dem Mittelalter nicht mehr gekannt hat. Ob allerdings diese Vordergründigkeit schon auf das Wesentliche des Begriffes hinweist, darf sehr bezweifelt werden. Solange wenigstens, wie das Problem Deutschland von einer Lösung noch weit entfernt ist. Man spricht von „Bizonien“, man hofft auf „Trizonien“ und wagt angesichts des unentwegten östlichen Vetos von einer deutschen Einheit nicht mal zu träumen. Immerhin haben ernsthafte Bemühungen eingesetzt, um wenigstens das westliche Europa ein ganz klein wenig der so notwendigen Einigung näherzubringen. Aber auch dieses Bemühen ist bei aller Anerkennung der schon investierten Kräfte von einem Enderfolg noch weit entfernt.

Vielerorts hat sich nun die Vorstellung eingenistet, als ob Frankreich in der Hauptsache der Bremsklotz der westeuropäischen Einigung sei. So viele Fakten man nun leider auch zum Beweis solcher Annahme zusammentragen könnte (Fakten, die wie einst 1923 auch heute schon wieder zwangsläufig nationalistische Regungen gebären), so müssen gerade wir Deutschen uns ernsthaft, weitherzig und unvoreingenommen bemühen, Frankreichs Lage gerecht zu werden. Für ein Land, in dem die Kommunisten die stärkste Partei bilden, ist jegliche Außenpolitik ein risikovolles Unternehmen. Als Gegenwirkung zu dieser stärksten Partei entstand dann auf der anderen Seite die Volksbewegung de Gaulles als überaus starker Block, stärker als es irgendeine sonstige Parteiengruppe sein könnte. Dabei ist es aber den Gaullisten bis heute nicht im geringsten gelungen, die äußerste Linke in ihrem Bestande zu gefährden, sondern sie hat sich ihre Anhänger aus den bürgerlichen Parteien geholt.

Trotz dieser heterogenen Konstellation wird Frankreich nun schon über ein halbes Jahr von einer Regierung der Mittelparteien, insbesondere des MRP, regiert. Ja, der Nationalkongreß des MRP in Toulouse erhöhte die Bedeutung dieser Partei von neuem, wobei man sich in der Forderung einer sozialen Demokratie einig war und Bidault zustimmte, als er seine Gedanken dahin formulierte, daß eine Demokratie nur dort bestünde, wo es mehrere Parteien gäbe. Der dem MRP zugehörige Kriegsminister Teilgen wandte sich unter dem Beifall des Kongresses gegen jede Bewegung und jeden Mann, deren Absichten „den Charakter eines Attentats gegen die Republik“ annehmen, womit er sich in gleicher Weise gegen die Kommunisten wie gegen de Gaulle stellte. Die Ersatzwahlen zu den Generalräten und dem Rat der Republik, die im Oktober stattfinden, werden zeigen, ob sich die Mitte weiterhin erfolgreich gegen die extremen Gruppierungen verteidigen kann, eine Verteidigung, die weitgehend von einer bis dahin fühlbar werdenden Entspannung der wirtschaftlichen Gesamtlage abhängen wird.

Diese nicht ungefährliche innerpolitische Konstellation macht es also der französischen Regierung nicht sehr leicht, mit großzügigen, also gewagten außenpolitischen Ideen auf der internationalen Bühne in Erscheinung zu treten.

Die einen würden ihr dann allzu leicht ein Hinneigen zum kapitalistischen oder die anderen zum sozialistischen System vorwerfen, und viele würden allzu billige Effekte mit dem Vorwurf erringen, die Regierung vernachlässige die traditionellen Wiedergutmachungs- und Sicherheitsansprüche Frankreichs. Nur ein die alltäglichen ministeriellen Dimensionen sprengender politischer Kopf könnte es wagen, sich über alle solche Gedanken hinwegzusetzen, und eine neue schöpferische Idee wirksam werden zu lassen. Ein solcher Kopf wäre aber jetzt in Frankreich notwendig, um Europa zu ermöglichen.

Das europäische, von der Enge des Nationalismus losgelöste Denken ist seit langen Jahrzehnten in Frankreich beheimatet, wurde aber dort bis in die neueste Zeit hinein ausschließlich durch die Linke vertreten, die sich auch insofern im Gegensatz zur katholischen Kirche befand, die sich in Frankreich mit dem integralen Nationalismus verbrüdet hatte. Ja, die äußerste Linke war sogar in der Forderung nach europäischem Denken bis zum zweiten Weltkriege am weitesten gegangen und hatte nicht mehr und nicht weniger als die Weltverbrüderung verlangt. Heute hat sich diese Situation völlig geändert. Die trotz Trennung von Kirche und Staat zu allen Zeiten für die geistige Entwicklung in Frankreich immer sehr ausschlaggebende katholische Kirche, die im 19. Jahrhundert vor der sozialen Entwicklung, übrigens im Gegensatz zu den Mahnungen und Lehren des Papstes Leo XIII., versagt hatte und dementsprechend nationalistisch und nicht universal dachte, hat ihre Fehler eingesehen und liegt nun im Erkennen der sozialen und europäischen Notwendigkeiten ganz vorne. Umgekehrt hat die äußerste Linke, also die Kommunistische Partei, den integralen Nationalismus eines Charles Maurras und die Politik eines Poincaré, also das „vae victis“, übernommen und sich damit zum Wortführer der Rache- und Haßgedanken gemacht.

Wie sehr sich die Konstellation im kirchlichen Lager Frankreichs geändert hat, bewies der Aufruf des katholischen Dichters Paul Claudel, den er am 3. April 1948 im „Rheinischen Merkur“ veröffentlichte und worin er u. a. sagte: „Solange Deutschland in seiner gegenwärtigen Lage bleibt, wird Europa an Deutschland leiden und sein Gleichgewicht nicht wiederfinden ... Man muß Deutschland vor allem jenes unschätzbare Gut zurückgeben, das keinem christlichen Volk entzogen werden darf: das Recht auf den Horizont und das Recht auf die Hoffnung.“ Demgegenüber erklärte der französische Staatspräsident Vincent Auriol in seiner Pfingstrede: „Wenn das deutsche Volk vom dem Recht, hoffen zu dürfen, nicht ausgeschlossen werden soll, so haben aber zunächst wir einmal ein Recht auf Sicherheit.“ Als ob die Sicherheit Frankreichs nicht am besten dadurch garantiert sei, daß man dem deutschen Volk das Recht auf Hoffnung wiedergeben würde! Nur dann erhält auch die weitere Feststellung Auriols, wonach es „höchste Zeit ist, daß sich Europa und die Welt organisieren“, einen tieferen Sinn.

Jede Unterhaltung mit Franzosen beweist immer wieder, daß es mehr Dinge gibt, die uns als Europäer e i n e n, also solche, die uns t r e n n e n. Dabei bleibt es auch unbestritten, daß Paris die Hauptstadt Europas ist und der französische Geist die spirituellste Ausstrahlung des abendländischen Seins in die Welt bedeutet. Aus diesen Feststellungen erwachsen aber für Frankreich auch tiefe Verpflichtungen. Frankreich und mit ihm Europa steht am Anfang einer

neuen großen Zeit oder am Ende einer ursprünglich strahlenden, dann aber dank der aufkommenden Nationalismen überaus fragwürdigen Epoche. Eines aber wird immer deutlicher: Frankreich kann nicht eine europäische Politik propagieren und gleichzeitig sein ganzes Handeln darauf abstellen, Deutschland zu balkanisieren, es kann nicht den Freiheits- und Rechtsgedanken mit militärischen Methoden in Deutschland einbürgern wollen, ohne sich durch solches Handeln nicht selbst Unrecht und nicht wieder gutzumachenden Schaden zuzufügen. Es hat den Anschein, als ob zwischen den größten Geistern der französischen Nation und der überwiegenden Meinung des französischen Volkes einerseits und den ausführenden Beamten der französischen Politik andererseits keine Einigkeit im Hinblick auf ein geeintes Europa bestünde. Während die einen durchaus bereit sind, zur Ermöglichung des neuen Ganzen auf altüberlieferte Vorurteile zu verzichten, sieht es manchmal so aus, als wollten die anderen gerade diese Vorurteile weiterhin lebendig erhalten. Und dabei war es mehr als nur ein Zufall, daß auf dem großen Europakongreß in Den Haag, der unter dem Ehrenvorsitz Churchills tagte, die Verhandlungen praktisch von einem Franzosen, und zwar dem früheren Ministerpräsidenten Paul Ramadier, überaus geschickt geführt worden sind. Gerade auf diesem Kongreß wurde unter wesentlicher Beteiligung französischer Köpfe erkannt, daß ein tatkräftiges Handeln „hic et nunc“ vonnöten sei. Man war sich darin einig, daß Europa nur denkbar ist, wenn die einzelnen Staaten auf Teile ihrer Souveränität verzichten, wobei man selbstverständlich unterstellte, daß vorher auf Haß und Rache (beides dem abendländischen Gedanken widerstrebende Begriffe) verzichtet werden muß. Anthony Eden, immerhin der stellvertretende Vorsitzende der britischen konservativen Partei, forderte sogar, daß England mit dem Verzicht auf gewisse Souveränitätsrechte zugunsten einer europäischen Einheit beispielhaft vorangehen müßte. Auf Grund eines französischen Vorschlags kam die Europatagung in Den Haag zu der Überzeugung, daß die Vereinigung der europäischen Staaten und damit die Verflechtung ihrer Wirtschaft eine absolute Garantie gegen den Mißbrauch der deutschen Industrie für Rüstungszwecke sei und auf diese Weise die französischen Sicherheitsforderungen am wirksamsten erfüllt würden. Warum sollten nun solche Erkenntnisse nicht auch einmal von amtierenden französischen Ministern übernommen werden können?

Mit wehenden Fahnen, Bajonetten, Kanonen, Marketenderinnen und Generalen, mit der militärischen „gloire“ und dem Nationalstolz hat Europa seit über 150 Jahren durch manche Kriege hindurch seinen Weg in den Abgrund gepflastert und sein Ansehen in der Welt zusehends verspielt. Wer nun nicht klug genug ist, diese veralteten Methoden von sich aus aufzugeben, wird durch die Tatsachen dazu gezwungen werden. Denn die einzelnen Länder Europas sind ebenso wenig wie ganz Europa nicht mehr imstande, sich mit der ihnen zur Verfügung stehenden Rüstungskapazität im Ernstfall gegen einen der beiden Kontinente USA und UdSSR zur Wehr zu setzen, und lediglich auf ihre geistigen und moralischen Machtmittel angewiesen. Von höherer Warte gesehen sind auch die zurückliegenden europäischen Kriege schon nichts anderes mehr als ebenso blutige wie dumme Bürgerkriege. Wenn nun jetzt sogar England, einschließlich seines Commonwealth, ein eindeutiges

Bekenntnis zu Europa ablegt, so beweist das am überzeugendsten das Ende jeder „splendid isolation“ und jeder Verteidigungsmöglichkeit außerhalb eines wirtschaftlichen und geistigen Verbandes.

Deshalb ist Europa noch lange nicht gezwungen, sich den USA oder den UdSSR zu verschreiben, nein, ganz im Gegenteil, es kommt darauf an, daß die europäischen Nationen ein Bekenntnis zu Europa ablegen, sich also nicht für oder gegen irgendwen oder irgendwas erklären, sondern sich klar bewußt werden, was man selbst noch ist und nicht mehr ist. Nicht die geographische, nur die geistige Größe bestimmt Europa, und die größte Tragik liegt darin, daß es gerade seinen geistigen und moralischen Werten, denen es ausschließlich seine Stellung in der Welt verdankt, zugunsten einer überholten materialistischen Machtpolitik mißtraut. Als Paul Reynaud auf der schon erwähnten Konferenz im Haag ein europäisches Parlament in Vorschlag brachte, das in direkter, allgemeiner und geheimer Wahl von den Völkern Europas zu wählen sei, da fanden aus mancherlei durchaus begreiflichen Hemmungen zu einem solchen Schritt die meisten Kongreßvertreter noch nicht den Mut, und sie meinten, es sei unklug, jetzt schon so viel zu wagen. Aber die dem Quai d'Orsay nahestehende französische Zeitung „Le Monde“ bemerkte sehr richtig dazu: „Kann in entscheidenden Stunden eine Unklugheit nicht der Ausdruck letzter Weisheit sein?“ Gewiß, die Klugheit allein schafft es nicht mehr, denn es war jene „Klugheit“, die uns in das rein materialistische Denken und damit das europäische Versagen hineingeführt hat. Auch jene Zeit ist vorüber, in der das mea culpa, das man an die Brust des andern schlägt, noch verfangen könnte, weder hüben noch drüben. Kollektive Schuldanteile zu konstruieren ist also nicht sehr europäisch gedacht, und die zu Europa rechnenden Staaten müssen sich nicht trotz ihrer Fehler, von denen jeder auf seine Weise ein ansehnliches Maß besitzt, sondern mit diesen Fehlern zusammenfinden. So wird es keiner Macht der Erde gelingen, „des deutschen Spießers Wunderhorn“ hinwegzuräumen. Aber es dürfte nicht allzu schwer sein, den deutschen Spießler dahin zu bringen, statt „teutonisch“ europäisch zu blasen, und damit wäre dieses Wunderhorn ein für allemal entgiftet. Nur darauf kommt es an. Und dieser Vergleich gilt natürlich in abgewandelter Weise auch für die spießhaften Allüren anderer Völker.

Nun ist nicht zu leugnen, daß wir auf dem Wege nach Europa im vergangenen Jahr ein sehr beträchtliches Stück vorwärtsgekommen sind. Das ist zunächst ein Verdienst der sowjetrussischen Politik, die ob ihrer Eindeutigkeit gerade für die europäische Ausrichtung des französischen Denkens ein positiver Faktor geworden ist. Der Prager Fenstersturz hat wahre Wunder gewirkt, und die italienischen Wahlen mit ihrem europäischen Ausgang haben besonders in Frankreich einen großen Eindruck gemacht. Auch die zunehmenden internationalen Gelegenheiten, zu denen deutsche Vertreter hinzugezogen werden, um gemeinsam über Europa zu sprechen, sind willkommene Zeichen einer Aufwärtsentwicklung. Aber deshalb blieb es bisher doch noch weitgehend bei platonischen Effekten. Wir wissen zwar, daß die Welt durch die immer weiter zunehmende Geschwindigkeit aller Transportmittel sozusagen kleiner geworden ist — und doch reiste man vor hundert Jahren schneller von Paris nach Sofia als heute! Denn wir haben es fertiggebracht, die Entwicklung der Geschwindig-

keit mit einer noch stärkeren Entwicklung der polizeilichen Maßnahmen, wie Paßformalitäten usw., zu übertreffen. Diese Barrikaden stehen nicht nur dutzendfach zwischen Paris und Sofia, nicht nur zwischen zwei angrenzenden Ländern, sondern sie bestehen in Deutschland selbst sogar noch zwischen den Zonen. Und solange nicht zunächst einmal diese Barrikaden niedergedrückt werden, ist an ein Europa nicht zu denken.

Man würde die deutsche Rolle in der französischen Geschichte schlecht verstehen, wenn man nicht begreifen wollte, daß selbst jene Franzosen, die sich zu neuen Ideen über die europäische Zukunft durchgerungen haben, Wert darauf legen, ihre Vorsicht nicht aufzugeben. Aber muß sich nicht auch die Vorsicht den neuen Gegebenheiten anpassen und den neuen Möglichkeiten gerecht werden? Wo bleibt der französische Politiker, der wie einst Aristide Briand sagen kann: „Ich bin ein wenig wie ein Stein, der lange im fließenden Wasser gelegen hat, er hat manches von seinen Spitzen verloren, aber seine ursprüngliche Form hat er sich doch bewahrt“? Haben wir nicht alle lange genug im fließenden Wasser gelegen? Wie gesagt, die großen Denker eilen mit ihren Sorgen um Europa der Zeit voraus, und sie sind auch heute noch immer dieser Idee verhaftet. Für Paul Valéry war jeder ein Europäer, der dem dreifachen Einfluß Rom, Griechenland und Christentum erlegen war. Thomas Mann schrieb im letzten Jahre in einem Geleitwort für das erste Heft des „Schriftstellers“: „Es ist in allen Stücken mit dem bloß Nationalen nicht mehr viel anzufangen. Was not tut, ist der geistige Typ, der die europäische Tradition als Ganzes repräsentiert. Europa ist machtlos heute; aber als Außenlebender spüre ich sehr wohl den Respekt, den die Welt der Macht noch immer für den erfahrensten Erdteil hegt, und die geistige Führung mag dennoch sein bleiben. Aus Deutsch-Europa ist nichts geworden und durfte nichts werden. Aber das deutsche Empfinden muß europäisch sein, damit Europa werde ...“ Und aus dem Nachlaß des französischen Philosophen Léon Brunschvicg erschien in der Schweiz ein beachtliches Buch „Der europäische Geist“, worin er als europäischen Geist das Gleichgewicht zwischen dem geistigen und moralischen Bewußtsein, zwischen der wissenschaftlichen und religiösen Wahrheit feierte und Sokrates, Platon, Montaigne, Descartes und Kant als Höhepunkte dieser Entwicklung nannte. Er sieht Europa untergehen, wenn es nicht gelingt, den europäischen Geist immer weiter zu klären und zu erneuern. Diesem Bemühen aber ist gerade jetzt von deutscher Seite Universitätsprofessor A. E. Brinckmann mit einem kleinen, aber gewichtigen Büchlein „Europäischer Geist und Europäer“ (Hamburg, Hoffmann & Campe) entgegengekommen. Als universaler Geist durchdringt Brinckmann die Fragestellung von der Prämisse ausgehend, daß man als Deutscher, Engländer oder Franzose geboren wird, sich hingegen „zum Europäer erziehen muß“. Valéry geistesverwandt formuliert er: „Denn wo der Geist Platons und des Apostels Paulus, wo Humanismus und Humanität lebendig bleiben, wird auch Europa, wird der Europäer sein.“ Und er weist nach, wie in der ganzen Kunst das Europäische schon seit Jahrhunderten triumphiert, im Mittelalter ebenso deutlich sichtbar wie bei Cézanne und Picasso, und er fragt mit Recht, wann sich diese Entwicklung endlich auch einmal in der Politik manifestiere. Wer will seine Feststellung bestreiten: „Wissenschaft und Kunst fördern unsere persönliche geistige Entfaltung, sie treiben gleichzeitig vom Nationalen in die

Weite übernationaler Gültigkeit. Beide sind deswegen völkerverbindend, niemals mörderisch wie Wirtschaft, Handel, Industrie, die ihre Gegner aus dem Ringe schlagen wollen.“ Heute schlägt aber auf all diesen Gebieten niemand mehr den andern aus dem Ring, ohne nicht sich selbst dabei ernstlich zu schädigen. Vielleicht fördert diese Erkenntnis die politische Einsicht ebenso sehr wie die Tatsache, daß unzählige deutsche wie französische Gelehrte und gutgesinnte Menschen unablässig um Europa ringen und, um mit A. E. Brinckmann zu sprechen, an Europa und an den Europäer glauben „im Wissen um den Geist Europas“. Und die Forderung der Stunde umreißt Brinckmann treffend mit der Feststellung: „Diesen Europegeist in alle weltpolitischen Machtdiagramme richtig einzusetzen, das heißt: geistig ihn zu verstehen und geistig ihn zu benutzen, wäre nun Aufgabe der europäischen Staatsmänner großen Formats, die nicht handwerkende Mechaniker, sondern schöpferische Konstrukteure sind.“

Nachdem nun England bereit ist, an dem Neubau Europas mitzuarbeiten, die USA dieses Beginnen großzügig unterstützen, die Benelux-Staaten schon den größten praktischen Schritt gewagt haben und die Souveränitätsrechte des Deutschland der bedingungslosen Kapitulation bei den Siegern liegen, hat nun Frankreich die Entscheidung zu fällen, ob Europa entstehen soll oder nicht. Es muß sich darüber klar sein, daß es damit auch über sein eigenes Sein oder Nichtsein entscheidet, denn wenn Europa sich nicht behaupten kann, dann müssen die Länder, die es bilden könnten, zwangsläufig Asien verfallen.

ZWISCHEN NACHT UND TAG

Ich war erwacht, von Träumen schwer.
Die Nacht war schon von Sternen leer.

Erloschen, bleich und ausgebrannt
der Mond am fahlen Himmel stand.

Fern hinterm Walde dämmernd lag
noch kaum erglüht der junge Tag.

Ein rosa Wölkchen schwamm die Zeit
und schwand im Meer der Ewigkeit.

Woher, wohin die kurze Fahrt?
Was bleibt von dem, was du bewahrt?

Geboren in den Tag des Licht's,
verloren in die Nacht des Nichts,

tauchst du empor und sinkst hinab
aus dunklem Schoß ins dunkle Grab.

Und Tag und Nacht, und Glück und Leid
versinkt im Meer der Ewigkeit.

Siegfried von Vegesack

Ende der „Erbfeindschaft“?

Der junge Mensch schweigt, nachdem er durch das Inferno des letzten Krieges, durch alle Täler und Höhen der Not, des Hasses, der Leidenschaft, der Begeisterung und des Rausches schritt. Er ist in seinen seelischen Bindungen zutiefst erschüttert. Er hat die turbulente Skala der Diktatur von der Einsamkeit, der geistigen Einengung, dem Todestaumel der Front bis in das seelische Niemandsland der Menschenlager durchlaufen. Seine Existenz hat sich immer an der Peripherie des Lebens bewegt, dort, in der Nähe des Hasses, der Begeisterung, des Todes. Er hat sich lange verzweifelt gegen den Nihilismus gewehrt, und er wehrt sich noch, aber seine Kräfte sind erschöpft.

Er weiß, daß er an seinem Gemeinwesen mitzuarbeiten hat, aber er tut es nur zögernd und nicht aktiv, wie es seiner Jugend entspräche, weil er noch zerrissen ist von der vergangenen Lüge und Furcht hat vor einer neuen. Er kennt die Technik, die dieser Lüge zu ihrer Vollendung verhalf. Soll er sich noch einmal für eine von außen an ihn herangetragene Idee begeistern, die ihm aus dem gleichen Munde entgegenschallt, der seinen Landsleuten das „Défense de fraterniser“, „don't fraternize“ zuruft? Sein erster, schwacher Impuls wird zurückgestoßen. Er sieht sich ohne Hoffnung dem Sog des materialistischen Kommunismus ausgeliefert, hinter einem lückenhaften, morschen Zaun, den der erste östliche Schneesturm überwehen und zum Einsturz bringen wird. Er fühlt auch, daß ihm gegenüber dem Christentum und der abendländischen Kultur eine hohe Verantwortung erwächst. Aber er spürt in seiner physischen und psychischen Not nur den Sog des Ostens mit den seinen Bedürfnissen entgegenkommenden, verführerischen Versprechungen und vermißt eine ebenso starke Gegenwirkung von der anderen Seite. Es dreht sich ihm im wesentlichen darum: wie komme ich wieder zu Kräften und zu einem Eigenleben? Wer hilft mir in diesem Zustande des Gebundenseins mehr bei meinen Bemühungen, Bewegungsfreiheit zu gewinnen? Für manche Deutsche liegen die russischen Versprechungen am nächsten. Der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als die Bindung an die Menschenrechte. Dem Ertrinkenden ist mit dem Rettungsring mehr geholfen als mit dem Dampfer, dessen Wände er nicht zu erklimmen vermag.

Wenn der junge deutsche Mensch sich in dieser bitteren Not trotzdem nicht für den Osten entscheidet, so leider nicht allein aus seiner christlichen, abendländisch-kulturellen Gebundenheit heraus, sondern auch weil er im vergangenen Kriege und danach Gelegenheit hatte, im Experimentierlande des Kommunismus einen Blick hinter die Kulissen des Paradieses der Arbeiter und Soldaten werfen zu können und weil in ihm das Bewußtsein wächst, daß er den Damm gegen die Apokalypse des Ostens darzustellen hat, den alle gutgesinnten Kräfte in der Welt zu stärken verpflichtet sind.

Aber er schweigt noch. Nur selten erhebt sich irgendwo seine Stimme, und dann ist sie wie die meine: nicht mehr jung und einer Fanfare gleich, sondern verhalten, gealtert.

Und doch gibt es einen Weg, das Schweigen zu brechen, Vertrauen und Selbstsicherheit herbeizuführen und rechtzeitig aus dem hinfalligen Zaun eine verantwortungsbewußte Bastion zu machen, die wenigstens auf Grund ihres gesunden, geistigen und seelischen Gehalts in der Lage wäre, dem Einfluß des Ostens Widerstand zu bieten und Träger einer Gegenwirkung zu sein: eine Freundschaft! Könnte eine Freundschaft nicht das Schweigen brechen? Aus reiner Nächstenliebe, aus christlicher Verbundenheit heraus, aus dem Solidaritätsgefühl gegenüber dem gleichen Kulturkreis hätte sie zu entstehen. Ich wünsche mir als Signal zu einer Epoche des Friedens die dargebotene Hand des Franzosen, und gerade des Franzosen.

Seit Karl dem Großen sind die klügsten und gefeiertsten Staatsmänner unserer beiden Nationen an dieser Freundschaft vorübergegangen, als ob sie ihren Wert nicht ermessen könnten. Eine Freundschaft — das ist der glänzende Meteor, der neues Licht in unsere Ruinen bringen könnte. Sich als Freund zu geben, das erkenne ich als die einzige Tat, die imstande wäre, die Welt aufhören zu lassen.

Dem Franzosen als Meister der Psychologie und der Nuancierung müßte es einleuchten, daß er sich der deutschen Mentalität durch Verständnis und Freundschaft viel günstiger und nachhaltiger versichern könnte als durch Spaltung und jahrelanges Schicksalsspielen. Es gibt keinen geschichtlich triftigen Beweis dafür, daß die Deutschen einem ehrlichen Freunde die Treue gebrochen hätten. Es gibt allerdings auch keinen dafür, daß der Sieger dem Besiegten geholfen und ihn wie einen Freund geliebt hat. Nachdem die Kriege aber leider immer wiederkehren und die Lehren aus der Geschichte entweder nicht befolgt werden oder sich als untauglich erweisen, dürfen wir nicht müde werden, Neues zu probieren; und in unserem Falle ist das Neue ja nur relativ neu, denn es ist Christentum der Tat.

Stets hat die *bête humaine* in der ganzen Welt mit der deutsch-französischen Erbfeindschaft kalkuliert. Stets hat man eine ertragreiche Rechnung daran geknüpft, daß diese beiden Nationen, deren Freundschaft die glücklichste und nützlichste Kompensation verkörpern könnte, die denkbar wäre, nicht zueinander gelangen konnten.

Heute ist der prophetische Ausspruch des Franzosen Renan an seinen Freund, den Deutschen Strauß, im Jahre 1870, sehr deutlich in den Vordergrund gerückt: „und der Slawe wird wie der Drache aus der Offenbarung, dessen Schweif den dritten Teil der Sterne wegfegt, eines Tages die Horden Innerasiens, die alte Gefolgschaft Dschingis Khans und Tamerlans, hinter sich herziehen“. Das Bollwerk zu deren Abwehr kann nur aus den Nächstbetroffenen und da nur aus Freunden, nicht aber aus Geschäftspartnern oder gar aus ressentimentbehafteten Opportunisten bestehen.

Allein die Wärme einer aus wahrhafter Freundschaft gereichten Hand kann die Initialzündung zu der notwendigen deutschen, europäischen und christlichen Renaissance auslösen. Gehört diese Hand Frankreich, dann wird Deutschland sie, als die wahrhaft rettende, mit Freuden ergreifen, und die Welt sich diesem leuchtenden Beispiel christlicher Tat nicht verschließen können.

Revisionismus und Westorientierung

Italienische Außenpolitik nach dem Kriege

Für die Amerikaner bedeuten die italienischen Wahlen vom 18. April den test case für die Richtigkeit der von Byrnes vorbereiteten und von Marshall inaugurierten Politik. Hätten sich die Wähler für den Volksblock entschieden, so würden militärische Verwicklungen in den Bereich der Möglichkeit gerückt sein. Denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die USA die „Gleichschaltung“ Italiens nicht geduldet und den Widerstand der Mitte und der Rechten gegen eine Entwicklung, wie wir sie aus den osteuropäischen Ländern kennen, zum Anlaß einer Intervention genommen haben würden. Die rechtliche und moralische Handhabe haben sie sich mit der Erklärung gesichert, die Präsident Truman im vergangenen Dezember abgab, als die letzten amerikanischen Truppen Italien verließen. In dieser Erklärung behielt sich die amerikanische Regierung alle erforderlichen Maßnahmen für den Fall vor, „daß die Freiheit oder Unabhängigkeit Italiens direkt oder indirekt bedroht sind“. Es gibt Leute, die meinen, die Aussichten auf internationale Komplikationen, die sich aus einem kommunistischen Wahlsieg in Italien ergeben haben würden, hätten es den Sowjets nicht als wünschenswert erscheinen lassen, daß der Volksblock einen eklatanten Erfolg davon trüge, und so erkläre es sich, daß die russische Außenpolitik Togliatti/propagandistisch so wenig unterstützt hat.

Die Mehrheit des italienischen Volkes hat mit dem Stimmzettel die Politik de Gasperis gebilligt; das heißt, da die Wahlen durchaus im Zeichen der Außenpolitik standen, und die innenpolitischen Fragen der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung in den Hintergrund gedrängt waren, de Gasperis Außenpolitik. Sie sucht das Heil des Landes in enger Anlehnung an die Vereinigten Staaten und im Anschluß an Westeuropa. Man wird zugeben, daß de Gasperi auf diesem Kurs beträchtliche Erfolge gehabt hat.

Als im Sommer 1946 in Paris die internationale Konferenz tagte, auf der die Friedensverträge mit Italien und den kleinen Satelliten Hitlers vorbereitet wurden, befand sich das Land noch in einer Isolierung, die nur durch die Hilfestellung einiger südamerikanischer Republiken gemildert wurde. De Gasperi erklärte vor der Vollversammlung der Konferenz, er sei sich dessen bewußt, daß er als Vertreter eines „Feindstaates“ aufträte, und nachträglich meinte der Historiker Luigi Salvatorelli, Italien sei in Paris als besiegter Feind behandelt worden. Die Enttäuschung darüber war um so größer, als die Italiener geglaubt hatten, auf Grund der Tatsache, daß sie 1943 in das Lager der Vereinten Nationen übergegangen waren, würden sie von den Siegern als Bundesgenossen angesehen werden. Wenige Monate später leitete de Gasperi auf seiner Amerikareise vom Anfang 1947 die neue Phase der italienischen Außenpolitik ein: er führte sein Land aus der Vereinzelung, indem er es einer der beiden Mächtegruppen anschloß, in welche die Welt sich spaltete. Eben die zunehmende Verschärfung des west-östlichen Gegensatzes, in dessen Rahmen Amerikaner, Briten und Franzosen Italien eine besondere Bedeutung zuerkannten, gewährte ihm im Kreise der

westlichen Sieger eine so freundliche Aufnahme, wie sie unter anderen Umständen nicht zu erwarten gewesen wäre.

Auf die endgültige Gestaltung des Friedensvertrages hat die Italien günstige Weltlage dann doch nicht einen so positiven Einfluß ausgeübt, wie man, zum mindesten im Lande selbst, angenommen hatte. Außenminister Graf Sforza soll geweint haben, als er das Vertragswerk studierte, und Arturo Labriola, der Theoretiker des italienischen Sozialismus, meinte, daß „das Kriegerrecht der Höhlenbewohner wieder aufgelebt ist“. Aber die Regierung entschloß sich nach anfänglichem Schwanken zur Unterzeichnung, und der Außenminister begründete vor der Nationalversammlung diese Wendung mit der Bemerkung, die Nichtannahme des Vertrages würde die Isolierung, in der Italien sich seit 1922 befinde, nur noch verstärkt haben. Es werde für den Willen des Volkes zu internationaler Zusammenarbeit zeugen, wenn es sich bereit zeige, sozusagen in den Frieden hineinzuspringen; langsam könne es dann die Kräfte wieder sammeln, die es durch den Schock des Sprunges vertan hätte. Zweifelsohne ist dem Kabinett de Gasperi der Entschluß zur Unterzeichnung durch die klar bekundete Bereitschaft der Westmächte zu Revisionen erleichtert worden. Diese Hoffnung, die freilich nur bei Beibehaltung der Westorientierung verwirklicht werden konnte, hat nicht getrogen. Das beweisen die Ergebnisse, die Sforza während seines Londoner Aufenthaltes vom vorigen November erzielt hat, das beweist der amerikanisch-britisch-französische Vorschlag, Triest an Italien zurückfallen zu lassen, und das bezeugt die veränderte Haltung der Westmächte in der noch nicht gelösten Frage nach der Zukunft der ehemals italienischen Kolonien.

Jedoch, es wäre falsch, allein revisionistische Wünsche als maßgeblich für die Außenpolitik de Gasperis und Sforzas anzusehen. Der Ministerpräsident hat während des Wahlkampfes oft genug gesagt, ohne die amerikanische Wirtschaftshilfe würden die italienischen Fabriken bald stillstehen und die Ernährung breiter Bevölkerungsschichten nicht mehr gewährleistet werden können. Die Anleihen und Kredithilfen, die Warenlieferungen und die bevorzugte Stellung, die Italien in der Übergangshilfe und im Europäischen Hilfswerk gewährt worden sind, sind so überzeugende Argumente, daß auch Togliatti einsehen mußte, es genüge nicht, gegen die Anlehnung an die USA mit dem Schlagwort von der „Versklavung durch den amerikanischen Imperialismus“ anzukämpfen. Der Volksblock hat das zu spät erkannt, und als er im letzten Augenblick das Steuer seiner Wahlpropaganda herumwarf, war es zu spät.

Es ist bezeichnend für die Gesamtkonzeption, von der sich de Gasperi leiten läßt, daß die Außen- und die Wirtschaftspolitik seiner verschiedenen Kabinette genau ineinandergreifen. Sforzas Haltung wurde durch die Kredit- und Devisenpolitik des bisherigen Gouverneurs der Bank von Italien und Budgetministers Luigi Einaudi, der kürzlich zum Staatspräsidenten gewählt worden ist, gestützt, und umgekehrt hat es die Außenpolitik des Grafen Sforza erst dem Professor Einaudi ermöglicht, den Schwarzen Markt niederzukämpfen. Die zeitliche Abstimmung der Kreditrestriktionen im Innern und der Devisenvorschriften für die Einfuhr von Lebensmitteln aus den USA war ein Musterbeispiel für diesen Gleichtakt. Bemerkenswert ist dabei, daß der westlich orientierte, auf den Voraussetzungen eines gemäßigten Wirtschaftsliberalismus beruhende Kurs trotz der Stärke des Volksblocks und trotz der Schwere der innenpolitischen Kämpfe

ohne Schwanken eingehalten worden ist. Das politische Gesamtbild Italiens ist paradox: in keinem europäischen Lande westlich des eisernen Vorhangs ist die Kommunistische Partei so stark wie hier, und in kaum einem der vom Kriege unmittelbar betroffenen Staaten wird die Wirtschafts- und Sozialpolitik so sehr von den Auffassungen eines freilich nicht kompromißlosen, von den Erfordernissen der konkreten Lage nicht unbeeinflussten ökonomischen Liberalismus geleitet. Manche Beobachter sehen zwischen diesen beiden Tatsachen einen ursächlichen Zusammenhang.

Ohne parteipolitisch gebunden zu sein, sind Sforza und Einaudi Liberale — wie auch de Gasperi trotz oder bei seiner betonten Katholizität. Die liberalen Traditionen des vorigen Jahrhunderts verkörpern sich in ihnen lebendiger und wirkungsvoller als etwa in Benedetto Croce, dessen Doktrinarismus vom konservativen Erhalten zur Reaktion führt, wie er, die ihm nahestehende liberale Partei und ihr Organ „Il Risorgimento Italiano“ täglich beweisen. Die freiheitliche Auffassung von Demokratie ist es, die den Ministerpräsidenten und die maßgeblichen Männer um ihn, abgesehen von den taktischen Gesichtspunkten einer revisionistischen Diplomatie und den Notwendigkeiten einer kapital- und rohstoffarmen Wirtschaft, in das Lager der Westmächte geführt hat. Die Westorientierung entspricht dem Individualismus des italienischen Volkes und seinem abendländisch-mediterranen, in Antike und Christentum als unreflektierten Gegebenheiten wurzelnden Wesen.

Zieht man das Fazit aus der jüngsten italienischen Vergangenheit, so erscheint es als naheliegend, daß das Land bald in die Gemeinschaften aufgenommen wird, in denen sich die gleichberechtigten Nationen in weiteren und engeren Kreisen zusammengeschlossen haben: in die UN und in die Westeuropäische Union. Beiden anzugehören, ist Italiens Wunsch, und in der Tat hat de Gasperi unmittelbar nach den Wahlen angekündigt, die beiden Häuser des neuen Parlaments würden auf ihrer ersten Tagung über die Zusammenarbeit Italiens mit Westeuropa, über die Mitarbeit bei den Organisationen der Vereinten Nationen, über den Anschluß an den Brüsseler Fünfmächtepakt und über die Revision des Friedensvertrages beraten. Das alles liegt durchaus auf der Linie der bisher verfolgten Politik. Es entspricht auch weitverbreiteten Stimmungen eines Volkes, das mit dem übersteigerten Nationalismus schlechte Erfahrungen gemacht hat und bereit ist, Erinnerungen und Ressentiments über Bord zu werfen und Teile seiner Souveränität zugunsten größerer, übernationaler und zwischenstaatlicher Verbände aufzugeben. Die Italiener glauben an die Möglichkeit, die Welt neu zu organisieren, hat de Gasperi kürzlich gesagt.

Jedoch, trotz der unleugbaren Fortschritte, die der Ministerpräsident in anderthalb Jahren erzielt hat, ist der Weg bis zur völligen Gleichberechtigung noch nicht beendet, und es sind noch manche Widerstände zu überwinden, bis das Ziel erreicht sein wird. Die Hemmnisse gehen von verschiedenen Seiten aus. Gegen die Aufnahme Italiens in die UN legt die Sowjetunion ihr Veto ein. Die russische Politik ist im Falle Italiens in einer schwierigen Lage. Gibt sie dem Drängen der Westmächte nach freundlicher Behandlung des besiegten Landes nach, so kollidiert sie mit dem, was ihre Trabanten, vor allem Jugoslawien, als ihr Interesse ansehen, folgt nur der propagandistisch leicht auszuwertenden Initiative des Westens und verhilft de Gasperi zu innenpolitischen Erfolgen auf Kosten des Volksblocks. Widersetzt sie sich, so beraubt sie

Togliatti und Nenni wirksamer Argumente. Aus dieser unangenehmen Alternative hat Moskau noch keinen Ausweg gefunden, und so verrät die russische Haltung denn auch von Fall zu Fall eine gewisse Unsicherheit, mag es sich um Triest, die Kolonien oder den Beginn der Reparationsleistungen handeln.

Die englische Einstellung wird durch Ressentiments belastet, die aus dem Abessinienkrieg stammen und im Verlaufe des zweiten Weltkrieges genährt worden sind. Im Mittelmeergebiet, in Nordafrika und in Italien haben die Truppen Großbritanniens und der Dominions ihre großen Siege erfochten. An die Fahnen von Montgomerys VIII. Armee heftet sich der Ruhm des jüngsten Krieges. Der Gegner war Italien. Seit Churchill und Eden 1944 gegen die Betrauung des antimonarchistischen Grafen Sforza mit den Ämtern des Ministerpräsidenten und Außenministers Einspruch erhoben haben, hat England eine gewisse Reserve gegen Italien nur langsam aufgegeben. Offenbar geht das Zögern, mit dem die fünf Staaten des Westeuropapaktes die Hinzuziehung Italiens prüfen, auf englische Vorbehalte zurück. Man wünscht in London erst die Westunion zu einem arbeitsfähigen Instrument zu machen, bevor man neue Mitglieder aufnimmt, und man befürchtet, daß Italien, wenn es der Union beitrifft, mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung sofort die Revision der militärischen Klauseln des Friedensvertrages und mit verstärktem Nachdruck die Rückgabe der Kolonien verlangen wird. In den Bedenken der Labour-Regierung wird die gleiche nüchterne Zurückhaltung spürbar, die während der außenpolitischen Debatte des Unterhauses Attlee und Bevin gegen die weitgespannten Pläne der Haager Europakonferenz gezeigt haben.

Gewisse Londoner Befürchtungen hinsichtlich der Stabilität der inneren Verhältnisse Italiens decken sich überdies mit amerikanischen Besorgnissen gleicher Art. Gewiß, man ist in Washington und London über de Gasperis Wahlsieg erfreut. Aber man verhehlt sich gleichzeitig nicht, daß zwar der Volksblock Einbußen erlitten hat, die Kommunistische Partei aber in ihrem Bestande nicht angetastet worden ist, und daß gründliche soziale Reformen nötig sind, welche die verschiedenen Regierungen de Gasperis bisher versäumt haben, bis eine soziale Beruhigung eingetreten und die kommunistische Gefahr endgültig gebannt sein wird. Im Falle Italiens wiederholt sich, was sich schon in China und in Griechenland gezeigt hat, daß nämlich die Vereinigten Staaten befürchten, die antikommunistischen und deshalb von ihnen gestützten Kräfte nützten die Situation zu sozialpolitischer Reaktion aus. Mit ähnlichen Erwägungen wird in der Presse der angelsächsischen Länder das Widerstreben gegen die Zusammenarbeit mit de Gaulle und Franco begründet. Daß in Italien selbst, ja, sogar in der Partei de Gasperis, derartige Besorgnisse lebendig sind, hat der letzte Kongreß der *democrazia cristiana* vom vergangenen Herbst gezeigt. Aber wie mit der Opposition der christlichen Gewerkschaften muß de Gasperi auf der anderen Seite auch mit dem Widerstand der kapitalistischen Kräfte in seiner Partei, mit der „Rebellion, die in den Schlafwagenabteilen ausgeheckt wird“, rechnen. Er befindet sich als Führer einer heterogenen Mammutpartei in einer schwierigen Lage, und er hat sich ebenso sehr an die Westmächte wie an seine eigenen Wähler gewendet, als er am Abend des zweiten Wahltages in einer improvisierten Ansprache vor einem Wahllokal in Rom ausrief: „Wir sind keine Reaktionenäre, wir schauen nach vorn, wir wollen Sozialreformen, und wir werden sie durchführen.“

Die stärkste Unterstützung findet Italien in seinem Streben nach internationaler Gleichberechtigung bei Frankreich. Schon im vergangenen September hat sich Bidault auf der Vollversammlung der Vereinten Nationen mit Wärme für die Aufnahme Italiens in die UN eingesetzt. Man dürfe „das Land Dantes, Michelangelos und Garibaldis nicht vor der Schwelle warten lassen“. Seither hat die mit betonter Feierlichkeit in Turin vollzogene Unterzeichnung des französisch-italienischen Vertrages über die Begründung einer Zollunion, die mit dem Abschluß eines Handelsvertrages verbunden wurde, zu neuen Kundgebungen der französisch-italienischen Solidarität geführt, die in dem Versprechen Bidaults gipfelten, der italienische Revisionismus werde in der Triestiner Angelegenheit und in der Kolonialfrage die Unterstützung Frankreichs finden. Anders als im Falle Deutschlands findet das französische Sicherheitsbedürfnis in der Stärkung Italiens ein eigenes Interesse.

Einen Zusammenschluß der lateinischen Nationen hat Graf Sforza jedoch, als er vor einigen Wochen in Zürich gesprochen hat, abgelehnt und den größeren europäischen Zusammenschluß für nötig erklärt. Radikaler noch hat sein bisheriger Ministerkollege, der jetzige Präsident Einaudi, sich kürzlich im „Corriere della Sera“ für die Bildung der Vereinigten Staaten von Europa eingesetzt. Er verlangte, damit diese Organisation wirksam werde, daß die einzelnen Staaten völlig auf ihre militärischen Hoheitsrechte, auf das Recht der Vertretung im Auslande und wenigstens teilweise auf ihre ökonomische Souveränität verzichteten. „Die Freunde kann man von den Feinden des Friedens unterscheiden, wenn man sie fragt: Wollt ihr die volle Souveränität eures Staates aufrechterhalten? Wer mit ja antwortet, ist ein Feind des Friedens.“ Man erkennt aus solchen Worten, daß die Männer, die die italienische Politik leiten, und deren Kurs durch die jüngsten Wahlen bestätigt worden ist, ihr Land noch enger in die westeuropäische Staatengemeinschaft eingliedern wollen.

HEIMWEH

Und wie der Pflug die braune Erde schneidet,
Die Gäule schweißnaß in den Sielen liegen,
Da sind in meinen landentwöhnten Augen
Die bittern Heimwehtränen aufgestiegen:

Ich wende mich — dort ist die Stadt,
In der ich neue Heimat wähnte!
Was aber fand ich? — Der Erinnerung schweres Band,
Ein Traumbild nur, nicht das Ersehnte.

Ich seh der fremden Häuser trostloses Gewirr
Im Kranze von Platanen liegen,
Da sind in meinen landentwöhnten Augen
Die bittern Heimwehtränen aufgestiegen.

Dora Eleonore Behrend

Araber in und um Palästina

Der arabische Einmarsch in Palästina, am gleichen Tage, an dem dort der Staat Israel proklamiert wurde, lenkt unser Augenmerk auf jene Fürsten, Staatsmänner und Politiker unter den Arabern, die an erster Stelle palästinensische Politik treiben. Unser Querschnitt kann nicht erschöpfend sein, vermittelt aber einen Überblick.

Fawzi Kaujaki — Führer der Befreiungsarmee

Arthur Köstler, der Verfasser von „Jogi und der Kommissar“, hat in seinem umstrittenen aber jedenfalls spannenden und zeitgeschichtlich aufschlußreichen Buch „Thieves in the Night“ (Diebe in der Nacht) Fawzi Kaujaki, den arabischen Terrorführer (1936—39), literarisch porträtiert. Diese Schilderung übertreibt nicht. Als ich während des arabischen Generalstreiks sechs Monate durch Palästina reiste, nannten selbst Araber Fawzis Namen nur in angstvollem Flüsterton. Wer die von ihm willkürlich festgelegten Tribute, namentlich Geld, Vieh und Lebensmittel, nicht pünktlich entrichtete, dem brachte Fawzi bei, was er unter nationaler Solidarität verstand. Häuser wurden niedergebrannt, Felder verwüstet, Ställe geleert und vielfach Geiseln mitgeschleppt. Damals wie heute lag sein Hauptquartier auf syrischem Boden, und beide Male bildeten Syrier den Kern der sogenannten freiwilligen Armee. Daher waren und sind jüdische Siedlungen in Nordpalästina am gefährdetsten.

Fawzi Kaujaki, heute 48jährig, ist ein gebildeter Mann. Blond und blauäugig, wie er ist, würde man ihn kaum für einen Araber halten. Er spricht elegantes Französisch und sogenanntes Oxford-Englisch. Wie alle großen Söldner diente Fawzi vielen Herren. Seine militärische Laufbahn begann als Offizier des osmanischen Heeres. Dann bot ihm die irakische Armee eine führende Position im Generalstab. Er tauschte sie jedoch gegen den noch besseren Posten des saudi-arabischen Kriegsministers ein. Uplötzlich verließ Fawzi den mohammedanischen Kreis und trug französische Offiziersuniform. Als dann aber 1925 der syrische Aufstand losbrach, wechselte er ins andere Lager über. Nach Niederwerfung der Revolution glückte seine Flucht. Saudi-Arabien übertrug ihm nunmehr die Motorisierung einiger Truppenkontingente. Gleichzeitig bereitete Fawzi Revolutionen in verschiedenen Teilen der arabischen Welt vor.

Nirgends hielt es den Abenteurer lange. So kehrte er nach Bagdad zurück und widmete sich dort militärischen Reformen. Von ihm und dem Mufti, wenn sie auch nie Verbündete waren, stammte die Idee, aus einem lokalen Aufstand in Palästina einen gesamt-mohammedanischen oder mindestens eine gesamt-arabische Angelegenheit zu machen. Im Juli und August 1936, den fürchterlichen Sommermonaten, durchquerte er als Führer einer Kolonne aus 32 motorisierten Wagen die Wüste. Im zweiten Weltkrieg, während der Raschid-Ali-Revolution, führte Fawzi Bey eine motorisierte Kolonne gegen die Engländer. Sein Wagen — er befahlte insgesamt 50 — fuhr aus Sicherheitsgründen in der Mitte. Diesmal hatte er jedoch seine Rechnung ohne die britische Luftwaffe gemacht. Mit Maschinengewehren bedachte sie gerade sein Auto am intensivsten.

Als Fawzi Kautjaki in einem berühmten Berliner Krankenhaus das Bewußtsein wiedererlangte — er war so etwas wie ein lebendes diplomatisches Gepäck des berühmten Herrn Grobba, expediert per Luftpost — machte man ihm eine interessante Eröffnung: unter 24 Kugeln konnte eine aus seinem Körper nicht entfernt werden. Als Kriegstrophäe trägt er sie zeitlebens im Kopf spazieren.

Während der Mufti zum Träger arabischer Außenpolitik wurde, stellte man seinen Rivalen kalt. Amin el Hussein soll sogar versucht haben, ihn zu beiseitigen. Nach Deutschlands Niederlage heiratete er eine hübsche Berlinerin — Tania — und lebte als Privatmann unbeanstandet (Elsässerstraße, im russischen Sektor). Ein syrischer Journalist arrangierte dann den großen Theater-coup der „Flucht“.

Wiederum führt Fawzi die arabische „Freiheitsarmee“ in Palästina. Indifferenz der palästinensischen Araber erschwerte jedoch seine Aufgabe. Wichtigste Stützpunkte wie Jaffa mußten der Haganah übergeben werden. Mit militärischer Intervention der arabischen Welt sinkt Fawzis Bedeutung, etwas, wenngleich er bei diesen Aktionen als erfahrener und terrainkundiger Palästinakämpfer zumindest die wesentlichste beratende Rolle spielen dürfte.

Abdullah, der Diplomat

Transjordanien hat die längste Grenze mit Palästina. Sein König Abdullah ist sehr politisch und folgerichtig waghalsigen Abenteuern bedachtsam abgeneigt. Seinen neuen, ehrgeizig ersehnten Titel führt er erst seit 1946. In den vorangegangenen 23 Jahren war er Emir unter britischem Mandat. Abdullah und Feisal, sein älterer, verstorbener Bruder, stammen direkt vom Propheten ab. Ihr Vater war der berühmte Scheriff von Mekka, den Lawrence kannte. König Feisal spielte immer die Rolle des Kriegers, der jüngere Abdullah die des Diplomaten. 1907 gehörte er bereits als Vertreter Mekkas dem ottomanischen Parlament an. Im ersten Weltkrieg brauchte man einen Verbindungsmann zwischen seinem Vater und den Engländern, die die arabische Revolte vorbereiteten. Nicht ohne Geschicklichkeit übernahm Abdullah diese delikate Aufgabe. Das Haus der Hascheimiten war für England ein großer Gewinn, da es auf eine 850jährige Herrschertradition zurückblickt. Zwanzig Monate, von 1918 bis 1920, erlebte es eine glanzvolle, wenn auch kurzfristige Renaissance. Damals reichte König Feisals Imperium von Aleppo bis zum Toten Meer. Dort grenzte es an das väterliche Hedschas. Frankreich aber entthronte Feisal und vernichtete damit Großsyrien. Später wurde er irakischer König von „britischen Gnaden“. Abdullah wollte die Schmach rächen, die man seinem Bruder in Damaskus angetan hatte. Völlig überraschend und mit unarabischem Tempo marschierte er in Transjordanien ein. Zufall oder Vorsehung — gerade tagte eine Kairoer britische Konferenz, die die politischen Probleme des Mittleren-Orients endgültig lösen sollte. In Jerusalem traf der Eindringling aus Mekka mit dem Vorsitzenden der Konferenz zusammen. Sein Name war Winston Churchill. Wenige Tage später zog sich Abdullah über den Jordan zurück, ja, er versprach feierlich, von allen Angriffen gegen die Franzosen, denen sein Haß jedoch weitergalt,

abzusehen. Als kleines freundschaftliches Gegengeschenk verehrte ihm Großbritannien späterer Ministerpräsident das transjordanische Emirat, das er bald darauf antrat.

Im arabischen politischen Geschehen wurde und blieb der heute 67jährige Abdullah die dynamischste Figur. Ich sah ihn ein einziges Mal im Teesalon des pompösen Jerusalemer König-David-Hotels. Er war arabisch gekleidet — weites, fließendes Nationalgewand. Intelligenz, Selbstbewußtsein und Verschlagenheit blickten aus seinem bärtigen Antlitz. Immer war der persönliche Eindruck ein starker.

Daß Abdullah Ratgebern zuzuhören versteht, widerlegt nicht hervorstechende despotische Anlagen und eine bei Arabern seltene Entschlußkraft. Wer seine Autorität anzuzweifeln wagte, den besuchte der Autokrat persönlich, auch wenn er meilenweit im Auto zu reisen hätte, und belehrte ihn brutal eines besseren. Transjordanien hat 300 000 bis 400 000 Einwohner. An Oppositionellen — Transjordanische Unabhängige Jugendpartei, Freie Transjordanische Liga, Transjordanische Arabische Partei — zählt man 1000. Nicht ganz zufällig handelt es sich grundsätzlich um Exilierte, die sich in Damaskus unter den schützenden Fittichen der syrischen Regierung befinden.

König Abdullah denkt in Dynastien. Alle Nachbarstaaten tragen für ihn die Namen der Könige — oft längst abgesetzter. Bis auf den gleichfalls hascheimitischen Irak ist Transjordanien Herrscher unbeliebt. Daran tragen seine scharfe Zunge und seine Freude an der Intrige ebenso sehr die Schuld wie eine revisionistische politische Linie. Obgleich Mitbegründer der Arabischen Liga, kümmert er sich wenig um ihre Satzungen. Ohne Befragung der anderen Mitgliedstaaten schloß Transjordanien mit Großbritannien eine Allianz ab, die England weitgehende militärische Rechte auf arabischem Boden sichert. Deswegen, und weil seine Haltung dem Zionismus gegenüber lange Zeit unklar war — ohne Vernichtungspropaganda — betrachten ihn radikalere Elemente als Quisling.

Die Arabische Liga schreibt in ihrer Sphäre einen territorialen status quo vor. Mit allen Mitteln erstrebt Abdullah jedoch ein groß-syrisches Reich nach Feisalschem Vorbild und natürlich unter seinem Szepter. Ägypten begegnet ihm daraufhin mit feindlichem Mißtrauen, Saudi-Arabien mit unverhülltem Haß. Von König Ibn Saud stammt die unfreundliche Bemerkung: „Abdullah sei ein kleiner ottomanischer Beamter, der es fertiggebracht habe, aus sich selbst einen gekrönten König zu machen — und ein geheimer Verbündeter der Zionisten“. Natürlich revanchierte sich der Hascheimite. In seinem 1946 herausgegebenen und stellenweise mit Gift und Galle geschriebenen Memoiren heißt es: „Die Dynastie der Al Sauds ist durch Blutbad und Räuberei zur Macht gelangt.“

Syriens Geschicke werden von zwanzig Familien unter Beihilfe weiterer zwanzig gelenkt. Sie sind gleich machtvoll, verfügen über dieselben Traditionen als Vorkämpfer arabischen Erwachens und ziehen daher eine republikanische Tarnung ihrer feudalistischen Herrschaft der monarchischen vor. Keiner dieser Nabobs würde freiwillig vor Abdullah zurückweichen. Hinter ihm stehen in Syrien nur religiös konservative Oulemas, Kaufleute mit Handelsinteressen in Amman und mittlere Bodenbesitzer, also insgesamt ziemlich einflußlose Kreise

Sachlich betrachtet, verfügt König Abdullah als einziger Araberfürst über eine modern ausgerüstete und vollkommen motorisierte Streitmacht — die Arabische Legion, die sich mit Haganah messen kann. Sie wurde von Engländern begründet, ausgebaut und steht auch heute unter englischem Kommando, wie Transjordanien grundsätzlich britische Berater anderen vorzieht. John Bulls Steuerzahlern kostet diese Armee jährlich 2 000 000 Pfund.

Die Arabische Liga würde Abdullah gern zum Halbmondritter ihrer Pläne machen, der sich dann ritterlich zurückziehen sollte. Seine eigenen Absichten dürften andere sein. Ein vereintes Palästina und Transjordanien wäre für ihn die erste Stufe zu Groß-Syrien. Wie weit diese grundlegende Differenz eine künstlich und im Negativen geschaffene arabische Einheit sehr bald gefährdet, bleibt abzuwarten.

Die intellektuelle Seite — Scheich Mamoun al Schinawi

In der islamitischen Welt ist Scheich Mamoun al Schinawi, ein Mann von hoher orientalischer Bildung, besonders einflußreich. Er fungiert als Rektor der Kairoer Alazhar-Universität. Durch den Rundfunk rief dieser mohammedanische Führer zum Heiligen Krieg gegen die Juden in Palästina auf. Uns scheint es aufschlußreich, daß man keinen eigentlichen Politiker, vielmehr einen chauvinistischen Intellektuellen herausstellte.

Azzam Pascha — Präsident der Arabischen Liga

Zwei Männer widersetzten sich am schärfsten einer einseitigen militärischen Intervention König Abdullahs: Azzam Pascha und Amin el Husseini, der Mufti von Jerusalem. Azzam Pascha, ein Ägypter, ist Generalsekretär der Arabischen Liga. In dieser Funktion verhandelte er auch über den Jerusalemer Waffenstillstand. Ägyptische Politiker betrachten Azzam Pascha, in dessen Adern Beduinenblut fließt, als extremen Nationalisten. Seine Opposition zu Nuri Pascha ist bekannt. Abdullah und er sind offene Gegner. So erklärte Azzam Pascha die Idee eines Groß-Syrien für endgültig liquidiert.

Der Mufti und die arabische Welt

Amin-el-Husseini besitzt weit größere rhetorische Gaben als Azzam Pascha. Mit Vorliebe spielt er sich als mohammedanischer St. Georg auf. Der Mufti ist immer noch geistiger Führer der wichtigsten Partei des palästinensischen Arabertums Mejlessin (Arabische Partei). Politik bleibt Sache der Feudalherren. Hinter allen einflußreicheren palästinensischen Parteien stehen Familien. Mejlessin aber rühmt sich mit vollem Recht des weitesten feudalistischen Netzes, das ganze Distrikte lückenlos oder fast lückenlos umspannt. Militärisch wurde die Position der Partei eine schwache. Mit dem Tode des Jerusalemer Befehlshabers, eines Mufti-Neffen — er fiel bei Castel — verlor sie das letzte wichtige Kommando. Einige militante Mejlessin-Verbände sind eher Terroristen als Soldaten. Als seinen Hauptfeind betrachtet auch Amin-el-Husseini König Abdullah.

Der Mufti wünscht für sich eine mohammedanische Führerrolle und ist auf den vornehmeren direkten Nachkommen des Propheten bitter eifersüchtig. In den Anfängen tat er nicht viel für die arabische Wiedergeburt. Dann aber führte der rotbärtige junge Mann erste Terrorgruppen gegen die Juden. Als Treppowitz der Weltgeschichte machte ihn Herbert Samuel, Palästinas einziger jüdischer Hoher Kommissar, zum Mufti und zur führenden Persönlichkeit innerhalb der arabischen Politik.

Amin-el-Husseini wandelte sich jedoch nicht, wie erwartet, zum Friedensengel. Offen kämpfte er gegen die Zionisten, heimlich und nur langsam bemerkbarer gegen die Engländer. Seine Flucht in Frauenkleidern aus der Omar Moschee und die Rolle, die er beim irakischen Aufstand und in der Vorbereitung eines iranischen spielte, sind Zeitgeschichte. Für Hitler übernahm er dann große Propagandaaufgaben, wie die Begründung der mohammedanischen SS mit bosnischen Hauptkontingenten. Nochmalige Flucht, nunmehr aus dem vornehmen Pariser Exil, brachte ihn in die arabische Welt zurück. Sein Versprechen, der Politik fernzubleiben, hat er rasch gebrochen. Heute versucht Amin-el-Husseini die verschiedenen Strömungen innerhalb der Arabischen Liga so zu lenken, daß Palästinas „Befreiung“ auf Kosten anderer erfolgt, aber seinem Gewinnkonto oder dem der Familie Husseini zugute kommt.

Die anderen Husseinis

Während der Mufti die Fäden seiner Partei vom Ausland her lenkt, ist Jamal-el-Husseini williges Werkzeug und autorisierter Vertreter. 1894 geboren, studierte er an der Beiruter Amerikanischen Universität. Bildungsmäßig steht er weit höher als Amin, dessen Priesterkleid nur den Panzer verdeckte. In der arabischen Welt ist Jamal ein angesehener Schriftsteller. Seine politischen Romane „Auf den Pfaden der Hedschas“ und „Thuraya“ erzielten hohe Auflagen. Auch die verschiedenen Zeitungen, deren Chefredakteur er war, vor allem El Liwa (Das Banner), wurden viel gelesen, soweit das bei der sehr hohen Zahl palästinensisch-arabischer Analphabeten möglich ist. Er selbst hatte Journalismus, Literatur, Medizin und Pharmazie studiert — ohne sehr begierig auf die Absolvierung von Examina zu sein. In London wurde das pro-arabische Propaganda-Komitee von ihm gegründet. Lange Zeit war er Chef der Husseini-Partei, ihr Auslandsreisender und Delegierter bei allen Konferenzen. Daneben fand Jamal-el-Husseini Zeit, die blutigen Aufstände des Jahres 1936 mitvorzubereiten. Gleich dem Mufti hatte er seine Finger in der irakischen Raschid-Ali-Revolution. Beide flohen nach dem Iran. Jamal-el-Husseini fiel dort gleich den einrückenden Alliierten in die Hände (1941). In der rhodesischen Verbannung verlebte er gute Tage. Sowohl die Arabische Partei wie das Hohe Komitee hielten ihm ständig einen Platz offen, den sein Bruder Tewfik Salia stellvertretend innehatte.

Im Februar 1936 wurde ihm die Rückkehr erlaubt, und er übernahm sofort die Führerschaft von Partei und Hohem Komitee. Letzteres gestaltete er so aus, daß nur noch Anhänger des Mufti in ihm saßen. Auf Befehl der Arabischen Liga wurde dann dieses nicht gerade national einheitliche Gebilde aufgelöst. Im neuen, vereinigten Komitee ist Jamal-el-Husseini offiziell nur zweiter Vorsitzender, tatsächlich aber weiterhin die allein ausschlaggebende Persönlichkeit.

Vor dem anglo-amerikanischen Komitee des Jahres 1946 vertrat er als offizieller Hauptdelegierter die Sache der palästinensischen Araber, und er nimmt die Position auch bei anderen internationalen Konferenzen, neuerdings an erster Stelle vor der UNO, ein. Ununterbrochene Reisen führen ihn sowohl nach den arabischen Ländern wie zum Mufti, um dessen Direktiven entgegenzunehmen.

Tewfik Salia Husseini ist nach der Rückkehr seines Bruders Jamal freiwillig etwas in den Hintergrund getreten. Immer noch kontrolliert er jedoch die verschiedenen Parteigrößen und Verbindungsleute. Seine Hauptbegabung liegt auf propagandistischem Gebiet.

Rajai Husseini, ein anderes Mitglied der Mufti-Familie, machte zweimal seinen Bakkalaureus der Schönen Künste, einmal an der Amerikanischen Universität Beirut und einmal in Columbia. Außerdem studierte er Politik (Londoner Doktorëxamen). Wenngleich heimlich an den Vorbereitungen der Unruhen des Jahres 1936 beteiligt, hielt sich Rajai nach außen mehr zurück als die anderen Mitglieder des Hauses Husseini. Er bekleidete höchste Beamtenposten, darunter den des Assistenten vom Chefsekretär der Finanzabteilung (palästinensische Regierung). Im berühmten Salon Katy Antonius', wo britische Würdenträger und arabische Feudalherren zusammentrafen, war Rajai-el-Husseini ständiger Gast. Er betätigte sich auch auf sozialem und propagandistischem Gebiet sowie im Regierungs-Untersuchungskomitee der Landkäufe. 1946 begegnete ich ihm als Leiter des Londoner Arabischen Propagandabüros. Mysteriöse Gerüchte begleiteten seine plötzliche Pariser Abreise. Später erst wurde enthüllt, daß er dort die sogenannte Flucht des Mufti organisierte.

Man sieht ihn öfter in New York und als Mitglied von offiziellen und inoffiziellen arabischen UNO-Delegationen. Die Hohe Exekutive der palästinensischen Araber ernannte Rajai zum Finanzdirektor. Politisch wichtiger ist jedoch seine Tätigkeit als Verbindungsoffizier zwischen der Exekutive und den Engländern (auch nach ihrem Abzug wird dieses Amt nicht aufgelöst) und zwischen **Exekutive und Mufti**.

Die Mejlessin-Prominenten

Zu den ständigen Ratgebern des Mufti gehört der 1892 in Jerusalem geborene Is'haq-Derwisch. Er ist Amin-el-Husseinis lebendiger Schatten und begleitet ihn durch die gesamte Exilzeit. Dieser fanatische mohammedanische Mönch wurde in das Hohe Komitee gewählt. Jedoch wohnt er den Sitzungen nur selten bei und zieht die Würde eines „Kabinettssekretärs“ vor.

Nicht weniger fanatisch ist ein anderer geistlicher Anhänger des Mufti, Scheich Hassan Abu Saud. Der Dreiundfünfzigjährige gehört zu den erklärtesten Juden- und Britenhassern. Auch er folgte Amin-el-Husseini überallhin und betrieb gleichzeitig einen umfassenden Spionagedienst für das Dritte Reich.

Im November 1946 wurde dem Exilierten die Rückkehr nach Palästina gestattet. Auf religiösen Umwegen erzwang er einen beinahe totalen Boykott gegen die Juden. Wer ihn nicht mitmachen wollte, wurde nach seinen Plänen vor kirchliche Gerichte gezerzt. Mohammedaner, die Land an jüdische Stellen

verkauften, mußten mit ihrer Exkommunizierung auf Grund einer Fetwa des Scheichs rechnen. Grundfalsch ist die vielfach vorherrschende Ansicht, der Mufti habe als islamitischer Würdenträger nur mohammedanische Anhänger. Henry Kattan, ein Mitglied des christlich-orthodoxen Gemeinderates, unterschreibt selbst radikalste Forderungen Amin und Jamal Husseinis. Er ist ein berühmter Rechtsanwalt mit der Spezialität für Bodenkaufstreitigkeiten (gegen Juden). Kattan hat aber auch ein Talent im Fordern phantastischer Honorare. So mußten die Araber oft davon absehen, diesen geschickten und redengewandten Unterhändler auf internationale Konferenzen zu entsenden.

Selbst ein prominenter palästinensischer Protestant, der 1895 in Nablus geborene Dr. Izzat Tanous, gehört zum engsten Kreis beider Husseinis. Nach Londoner und Pariser Studien ließ er sich als Kinderarzt nieder. Seine eigene Jerusalemer Klinik gehört zu den modernsten der arabischen Länder. Durch viele Propagandareisen, die auch der Herstellung wirtschaftlicher Kontakte galten, ist Dr. Tanous international bekannt. Zuletzt widmete er sich an erster Stelle dem Judenboykott und verschiedenen Komitees, die arabisches Land schützen wollten.

„Naschaschibis, zu maßvoll“

M'Ardin, die Verteidigungspartei, war von den Naschaschibis gegründet worden, die im Kampf um Stellungen und Prestige mit den Husseinis wetteiferte. Ihre Führer waren weniger radikal. Ja, sie stehen der Blick-Schalom-Bewegung nahe, zu deren Gründern Arnold Zweig und Dr. Magnes, Rektor der Jerusalemer Universität, gehören und die einen Ausgleich zwischen Juden und Arabern anstrebt.

Die Partei der Städter

El-Khaldis sind die dritte maßgebende Familie Palästinas, deren Reichtum jedoch weit hinter dem der beiden anderen zurückbleibt. Es fehlt ihnen der Hintergrund unermesslichen Bodenbesitzes. Vielmehr bilden sie eine intellektuelle Elite aus hohen Beamten und Akademikern. Die eigene Gruppe (Reformpartei) existiert nicht mehr. Heute sind die El-Khaldis im Gegensatz zu den Husseinis und Naschaschibis keine Einheit mehr. Dr. Hussein Pakhri-el-Khalidi, ein recht bedeutender Arzt, bekämpft beispielsweise den Mufti aufs heftigste, während Rassim Khaldi, der sich in mohammedanischen Jugendverbänden betätigte, sein ständiger Mitläufer ist. Rassim wurde im Krieg von den Deutschen bezahlt. Gleich dem Mufti bemühte er sich um anti-englische Arabererhebungen. Im April 1942 verweigerten die amerikanischen Behörden Rassim Khaldi, der eine Propagandareise vorhatte, das Visum nach den Vereinigten Staaten. Grundsätzlich sind die El-Khaldis genau so extremistisch wie die Husseinis.

Die 1932 gegründete Istiqlal-Partei war weniger auf das Land als auf hohe Beamte und andere einflußreiche Städter abgestimmt. Ihre Tendenz ist extrem pan-arabisch. Kleine sozialistische und kommunistische Gruppen haben keinerlei Einfluß.

Europäisches Gartengespräch der Zukunft

Es ist vielleicht kein Traum, daß alle einander in die Hände arbeiten könnten. Goethe

Vorbemerkung

Der hier vorliegende Aufsatz ist das Anfangskapitel eines noch ungedruckten Buches, dessen Schlußkapitel die Überschrift trägt „Schau- und Sichtungsgärten der Zukunft für Nutz- und Schmuckpflanzen“. — Zukunftsplanungen werden oft in Verbindung mit uns Planenden und Hoffenden, oder aber, was noch ermutigender ist, ganz unabhängig davon, viel schneller Wirklichkeit, als wir meinten. Nur Mut, liebe Freunde, auch unsere beste Lebenszuversicht auf allen Gebieten wird doch oft recht bald beschämt durch eine schnelle oder höhere Erfüllung dessen, was wir hofften, und zwar an mehr Stellen der Erde, als wir erwarteten. Zuversicht ist die Göttin des Daseins und kann sich ihrer lebengestaltenden Kraft nie genug bewußt werden. —

Es geht gerade die Nachricht durch die europäische Presse, daß François Carvallo, Besitzer eines der schönsten Schlösser der Loire, in diesem Schloß Villandry ein internationales Zentrum der Gartenbaukunst gründet. Es soll hier eine lebende Dauerrevue des Gartenfortschritts aller Welt den Gärtnern und Gartenfreunden aus aller Welt die Möglichkeit der vollsten Orientierung über die neuesten Ereignisse in allen Ländern des Gartenfortschritts ermöglichen.

Der Besitzer des Schlosses, ein noch junger geistsprühender Herr, sieht in seinen sehr realen Plänen noch weiter als sein leitender belgischer Obergärtner. Für ihn ist das internationale Gartenbauzentrum von Villandry, das er aufbaut, eine neue Möglichkeit, den Austausch der Freundschaft und des Verständnisses unter den Nationen zu fördern! Zusammenkünfte von Architekten, Künstlern und Denkern werden hier folgen. Die Basis dieser Institution aber wird das Gartenbauzentrum bleiben. „Warum“, so sagt er, „sollte nicht einmal der Versuch gemacht werden, ein europäisches Zentrum der Blumen und Gartenfreunde zu schaffen. Mit großen Worten wird die Einigung, welche der Menschheit für ihre Weiterexistenz traglos nottut, nicht erreicht. Zuviel große Worte wurden in den letzten Jahren mißbraucht. Im sogenannten Kleinen muß man beginnen. Dafür soll Villandry ein Beispiel werden.“

Im Juni 1948 wurde in Hannover-Herrenhausen der Grundstein für die neue Hochschule für Garten- und Landeskultur gelegt, für welche der Weltgarten Herrenhausen universal ausgebaut wird, damit die Schüler und Lehrer in engste Fühlung treten mit der Würde und Großartigkeit des Pflanzenstoffes, der von unserer Zeit entwickelt worden ist.

Solche großen Gemeinschaftsgärten als lebende Sammlung des Gartenfortschritts werden für jedes Land mit jedem Jahr immer dringender nötig, denn in fernen Erdteilen geschehen auf dem Gartengebiet fortwährend Dinge, die uns dringend nahe angehen und lauter Pflanzen betreffen, die Stammgäste unserer Gärten sind. Die Spitzenleistungen von überall her müssen ja so schnell wie möglich den Züchtern bekannt werden, damit sie nicht Jahre verlieren.

In Weißenstephan, der Lehr- und Forschungsanstalt nahe München, wird gleichfalls zur Zeit ein Sammel- und Sichtungsgarten großen Stils aufgebaut, der in enger Verbindung mit dem nie hoch genug zu feiernden Schaugarten von Nymphenburg steht.

Die Stadt Erfurt hat sich gleichfalls im Rahmen einer dauernden sozialwirtschaftlichen Gartenbauausstellung zur Errichtung eines umfassenden Schau- und Prüfungsgartens für Nutzgarten- und Schmuckgartenpflanzen entschlossen.

Ebenso ist in Gattersleben im Südharz, gelenkt von der Universität Halle, ein Institut für Kulturpflanzenforschung entstanden, was alle Züchtungssteigerungen, also

alle Sorten der beiden riesigen Gebiete Schmuck- und Nutzpflanzen zusammenträgt und an der Hand des Überblicks in Dauerverhör nimmt!

In voller Aktion ist gleichfalls der Rhododendron-Garten in Bremen, der in seinen vorzüglichen Jahresbüchern entscheidende Überblicke über das Dauerverhalten des Rhododendronreichs zu extremen Witterungszuständen bringt. Die deutschen Rosarien haben schon wieder die enge Verbindung mit den Rosarien Amerikas und dortigen Vereinen der Rosenfreunde aufgenommen und bereiten bedeutsame Listen der Rosensieger von 1947; dem schwersten aller Winter vor.

Unser vielbesuchter Potsdamer Sammelgarten auf der Freundschaftsinsel ist Kriegsoffer geworden und wird hoffentlich an anderer Stelle der Nachbarschaft auferstehen.

Berlin gab den Auftrag, der Gestaltung eines großen Qualitätssammelgartens im Bellevue-Park, doch scheint man dort für dies Projekt einen anderen größeren Platz zu suchen.

Die Veranstaltungen Pflanzen und Blumen in Hamburg und des Palmengartens in Frankfurt a. M. werden sicher ihre entsprechenden Zusagen von früher dereinst einlösen.

Für Holland sei zunächst auf den unendlich wichtigen Gehölzgarten der Stadt Haag hingewiesen, während das große Stichwort für diese Bestrebungen in England den Namen Wisley trägt.

Alle genannten Bestrebungen schaffen die Urgrundlagen für eine spätere erdumfassende Zeitschrift in mehreren Sprachen: „Revue des Weltfortschritts im Gartenbau.“ K. F.

Die deutschen und europäischen Landflächen, welche Gärten und Gärtnereien aller Art gewidmet sind, haben bisher noch ein verschwindendes Ausmaß im Vergleich mit den landwirtschaftlich bebauten Räumen. Wenn man aber ihre Lebensrolle als leibliche oder geistige Heilquelle bewertet, so tritt uns der Garten in ein erstaunlich anderes Grundverhältnis zum Ganzen.

Obgleich die Gemüsefläche in Deutschland nur ein Hundertstel der Felder und Wiesen ausmacht, so erbringt sie doch ein Sechstel des Ertrages, ganz zu schweigen von den reicheren Vitaminen der gärtnerischen Nahrung und den Seelenvitaminen der Schönheit.

Der Garten vermag geistig-körperliche Gleichgewichtszustände voll abgründiger Versflochtenheit mit tiefen Geheimnissen der Natur und Jahreszeit zu gewähren. Das leidende oder glückhafte Leben des Menschen birgt sich hier in die Arme des leidenlosen, aber glückstrahlenden Lebens der Pflanze, das unser glühendes Dasein in göttlicher Übermacht umwirbt. Unser Innerstes wird aus sich herausgelockt, geht tief in die Pflanze ein, gewinnt hierdurch an Oberfläche und tritt in verstärkten Verkehr mit dem Weltozon. Jede Pflanze ist ein seltsamer, ein grandioser Einfall der Natur, der sich in himmlisch frommer Unbekümmertheit an uns wendet und in unser Weltgefühl einbezogen sein will, was uns wiederum zwingt, die Spannweite unseres inneren Lebens nach immer neuen Seiten hin zu vergrößern, in die uns bekannte und neue Pflanzen locken. Es erstehen allgemach, zunächst noch ungefeiert und leise, ganz neue Bahnen des Verkehrs zwischen Seele und Welt.

Das Lebensfeuer zahlloser Menschen schwelt zu sehr nach innen und brennt erst in heller, stiller Flamme, wenn der volle Kontakt mit dem großen Urgewebe hergestellt wird. Dies alles begleitet die Menschen bis in die Schicksals-

stürme schwerster Art und erweist seine Stärke oft darin, daß es vom dunkelsten Leiden neue Nahrung zu empfangen vermag.

Die edle Pflanze ist auch die große Leidenfreundin des Menschen. Uns stehen vor Augen viele Berichte aus Kriegen und Lazaretten, aus Krankheit und Gefangenschaft.

Auch die menschenverbindende, alle Gegensätze und Abstände geheim versöhnende Kraft der neuen Pflanzen- und Gartenfreuden wird immer tiefer und bewußter erlebt. Groß und klein, arm und reich, jung und alt, Volk diesseits und jenseits der Grenze finden alle einander durch diese friedvollen, festlichen Lebensströme auf neue, nie dagewesene Weise genähert.

Die wachsende Herrlichkeit des Gartenpflanzenreiches reißt die Menschen aus Stummheiten und Fremdheiten gegeneinander heraus.

Wir wagen die Vorhersage, daß die Menschheit dieses Erdteils sich in kommenden Jahrzehnten aus vielen Ursachen einem tieferen Gartenkultus zuwenden wird, als jemals bisher. Und dies wird die groß gewordene Gemeinde der Gartenmenschen jedes Volkes dazu bewegen, eine Fühlung mit den Gartenzuständen und Fortschritten auch der anderen Europaländer aufzunehmen wie nie zuvor!

Wir werden einem europäischen Gartengespräch entgegengehen, wenn wir die Gardendinge so lebenswichtig nehmen, wie sie sind.

Und auf diesen Leistungsbahnen werden sich auch Ströme nichtgeahnter menschlicher Anregung und Anteilnahme bewegen.

Das dereinstige Wissen einer neuen Garten- und Landmenschheit um den vollen Reichtum und Inhalt jedes Gartenmonats sowohl im eigenen Lande als auch in den anderen Ländern unseres kleinen Erdteils, hierbei also auch um alle zugehörigen Eigenheiten in Klima und Wetter, Duft und Blütenschönheit, Vogelsang und Insektenleben, um alles Monatsgeschehen in Frucht- und Nutzgärten, in Küche und Kleintierhaltung wird sich in tausendfältiger Überraschung auf tun. Die Phantasie findet eine Welt neuer Strömbetten!

Was begibt sich denn im Juli in den Gärten Neapels oder Schottlands, oder was wissen ihre Besitzer von den Sommergärten in Zürich oder Stockholm? Davon haben wir alle Jahrhunderte wechselseitig lang keine Ahnung gehabt und uns um alle diese denkbar lebendigen Angelegenheiten diesseits und jenseits aller Grenzen unglaublich wenig bekümmert.

Und die Zulufthtsentwicklung eines anschaulichen und eindringlichen Wissens um die Gartenheimat der anderen wird auch das Heimatbewußtsein, das Gartengefühl und den Welterfolg jedes einzelnen Volkes steigern helfen.

Die Kraftstationen des europäischen Gartenstromnetzes, also geschlossene und gegen Eintrittsgeld geöffnete Gemeinschaftsgärten, welche dem Pflanzenfortschritt jeder Art gewidmet sind, gehören zunächst an die wichtigsten Europaplätze, also in die Nähe aller großen Städte. Diese Gärten, welche die Hochzuchten der jeweiligen Gartenzonen auf dem Gebiete des Schmück- und Nutzgartens umfassen, und zwar immer bis in die neuesten Erfindungen, sind also auf alle Zeit

hinaus die unersetzlichen Pfeiler, auf denen in erster Linie das Gerüst einer großen europäischen Gartengemeinsamkeit voll umfassenden Austausches von Pflanzenfortschritten, Erfahrungen und Kunstanschauungen ruhen wird.

Mit großem Eifer werden sich dieser Gemeinschaftsgärten in alle Zukunft hinaus auch die Vereine der Gartenfreunde und Gärtner sowie die Kleingärtnerverbände und auch die Gartenzeitschriften bedienen.

Solcher neuen Gartengemeinsamkeit werden aber weiterhin auch Kräfte von anderer Seite zur Hilfe kommen. So ist von der Schülergartenbewegung, die immer größere Kreise ziehen wird, unabsehbare und unverlierbare Belebung des Gartengedankens schon für die Jugend aller Zukunft zu erwarten.

Schließlich können wir auch auf Grund mancher Vorzeichen wachsender Hilfe vom Werke kommender Maler und Dichter hohen Ranges sicher sein. Die englischen Gartenmaler machten den Anfang. Unter den deutschen Blumenmalern neuester Zeit sind die beiden großen Namen Bartning und Nolde zu feiern. Dichterische Dokumente des Gartenerlebnisses wie Hermann Hesses „Stunden im Garten“ und Capeks heiteres Buch „Das Jahr des Gärtners“ stehen am Anfang ihrer Weltverbreitung.

Wir Gartenmenschen von heute verfolgen alle Fortschritte der Gartenpflanzenwelt mit einer inneren Spannung und Bewegung, als hinge die ewige Seligkeit davon ab. Aber wir sind in all diesen Gefühlen noch zu sehr auf uns selbst gestellt und bewegen uns noch in etwas luftverdünntem Raume, weil die großen Künstler sich diesem Teil der Weltschönheit und ihres erregenden Fortschritts, diesem unfasslichen Bereich der Lebensfreude, bisher noch kaum zuwandten.

Der Mensch möchte doch auf allen Lebensgebieten aus seinem einzelgängerischen Wesen erlöst werden, um auf diese Weise auch erst recht zu sich selbst zu kommen.

So wird der Garten- und Pflanzenkultus auch auf immer neue Art zur Quelle feinsten Geselligkeitsreize werden, die sich tief mit kulturellen Gemeinschaftsgefühlen aller Art verbinden.

Aber selbst das neue Volksgartengefühl, in dessen Arm er sich spüren wird, verlangt weiter nach größeren Gartenhorizonten, also schließlich nach dem „europäischen Gartengespräch“ und seiner wahren Auswertung für den Emporgang von Pflanze und Mensch.

Doch auch hierbei werden wir Gartenmenschen uns nicht beruhigen wollen, sondern ungeduldig weiter zum Weltgespräch über die Gärten anderer Erdteile vordringen, um schließlich zwischen den allerweitesten Gartenfernen der Erde neue Leitungsbahnen zu errichten und dem wachsenden Austausch wechselseitiger Überraschungen auf schnelle und wirksame Weise zu dienen. Wüßtet ihr, was in der fernsten Ferne suchend oder helfend auf eure Arbeit wartet! —

Eine wachsende Zahl von Berufen wird also immer mehr auch in Kontinenten denken und fühlen. Gerade hierdurch kann ein steter Zuwachs an Freiheit gewonnen werden, welcher der Pflege der Urreigenart jedes Volkes und auch der Entfaltung persönlichster Begabungen zugute kommt.

R u n d s i c h a u

Die Bayernpartei. Die Stadtratswahlen in Bayern haben das bestätigt, was Klarblickende vorausgesagt haben: die Bayernpartei hat, obwohl sie noch nicht in allen Städten vertreten war, einen gewaltigen Erfolg zu verbuchen und wurde jetzt zur drittstärksten Partei des größten Landes der Bizone. Jeder sechste Bürger hat sich für sie ausgesprochen. Aber der Erfolg beschränkt sich nicht auf Oberbayern, sondern fast in gleichem Maße haben sich Franken und Schwaben dafür entschieden. All das ist Grund genug, daß die Vernunft und der europäische Geist ihre Sturmzeichen hissen.

Über die Methoden, die die Bayernpartei angewandt hat, über ihre Massenversammlungen und deren Gegröhle, Blasmusik, Schlägereien und Haßparolen à la Fischbacher braucht hier nichts mehr gesagt zu werden. Die zugkräftigste Forderung dieser neuen Partei erschöpft sich in dem Ruf „Raus mit den Preußen!“ Unter Preußen ist alles zu verstehen, was nicht bayrisch spricht. In einem von Evakuierten und Flüchtlingen im wahrsten Sinne unheimlich überfüllten Land, das, relativ gesehen, im Kriege am glimpflichsten davongekommen ist, muß dieser Ruf in einer Zeit der Not wie der unsrigen immer dann zünden, wenn eine geistige Schicht fehlt oder nicht in Erscheinung tritt, die sich mit allen Kräften dagegenstemmt. Zunächst spricht man nur von 400 000 Menschen, die unmittelbar aus Bayern auszuweisen seien, weil die weitaus größere Zahl der Flüchtlinge vorerst noch von der Besatzungsbehörde geschützt wird. Seit der Krieg beendet ist, ist das Flüchtlingsproblem das zentrale Problem des Landes, von dem jede Wohnung und damit fast jeder Mensch betroffen ist. Kein Bayer hat sich für die Bewältigung dieses Problems zur Verfügung gestellt. Der frühere Regierungspräsident von Potsdam und demokratische Reichstagsabgeordnete, der später einige Jahre politischer Berater bei Tschiang-Kai-Schek war und dann lange Jahre in politischer Verbannung in Oberbayern lebte, Dr. Jaenicke, wurde damit betraut. Da er ein guter Demokrat war und in Bayern ansässig, mußte man ihm hier einen seinem hohen Rang entsprechenden Posten geben. Und deshalb erhielt er den schönsten, den man hatte, den des „Staatssekretärs für das Flüchtlingswesen“.

Beamte und Angestellte, nein, die gab man ihm nicht. Er mußte sie sich überall suchen und fand natürlich in der Hauptsache wiederum nur Flüchtlinge und Ausgewiesene. Wer von ihnen allen würde sich durch die Aufgabe, Millionen Obdachloser in die bayerischen Wohnungen hineinzupferchen, beliebt machen? Und wer, der von Haus und Hof und aus der Heimat vertrieben wurde, würde schon stark genug sein, ein rücksichtsvoller und anspruchsloser Untermieter zu sein? Genug, diese Problematik im Zusammenhang mit den Sorgen, dem Mangel, dem Hunger, der Verärgerung und vor allem der grenzenlosen Hoffnungslosigkeit haben angesichts des leicht erklärlichen Versagens der alten Parteien der Bayernpartei den Auftrieb gegeben und die Massen erneut in das chauvinistisch-nationalistische Lager geführt. — Ganz wie gestern ist man immer „gegen“ etwas. Gegen die Preußen und gegen Frank-

furt. Man ist für einen Separatismus und nennt das kühn Föderalismus. Man ist gegen alles „Entartete“, worunter alles fällt, was einem nicht in den Kram paßt und was man nicht versteht. So stehen auch die kleinen Mucker, die bei jedem frischen Windzug bang um ihre Position zittern, hinter dieser neuen Parteigründung — weil sie glauben, bei völliger Windstille, um nicht zu sagen schlechter Luft, am prächtigsten „glänzen“ zu können. — Die Bayernpartei hat aber auch einen Außenpolitiker in der Gestalt des Professors Dr. Anton B e r r von der Technischen Hochschule in München. Der hat gleich ein ganzes außenpolitisches Programm ausgearbeitet. Darin erteilt er der Geschichte schlechte Noten und tadelt vor allem Napoleon als schlechten Politiker, weil er die zweihundert von Richelieu geschaffenen mitteleuropäischen Staaten auf zwanzig zusammengestrichen habe. Sonst nichts. Er sieht eine direkte Entwicklung von Luthier über Bismarck zu Stalin. Im Namen Bayerns, „eingedenk seiner mehr als tausendjährigen Geschichte“, fordert er die Auflösung Deutschlands! In dieser Forderung wird er durch Dr. Baumgartner unterstützt, der mit seinem Übertritt von der CSU zur Bayernpartei diese gewissermaßen „salonfähig“ gemacht hat. Dr. Baumgartner war vorgestern lautdröhnender Landwirtschaftsminister in München, baute sich während dieser Zeit ein herrliches neues Haus mit völlig neuer Einrichtung in München und ließ sich vor seinem Übertritt zur Bayernpartei eine Professur an der Landwirtschaftlichen Hochschule Weihenstephan schenken. (Da auch Herr Högner vor seinem Ausscheiden als Minister eine Professur an der Universität erhielt, scheint das die neue Form der Dotation zu sein.) Dr. Baumgartner verstieg sich in einer großen Rede in Nürnberg dazu, daß nur die mit „Gott und Heimat“ auf den Lippen Sterbenden zu den achtbaren Gefallenen des Krieges zu rechnen seien, während jene, die mit „Deutschland“ auf den Lippen starben — alle Nazis gewesen seien...

Die Verbindung der allgemeinen Not, des Hungers, des Ärgers und der Hoffnungslosigkeit mit dem Haß gegen eine ganze Schicht, das hat es schon einmal in Bayern gegeben, und das ging von hier aus über ganz Deutschland und ließ eine „Bewegung“ entstehen, die unennbares Unheil angerichtet hat. Auch damals versuchten allzu weite Kreise die Gefahr solcher „Gaudi“ zu verkleinern, bis es zu spät war. Die Bayerische Volkspartei, ist etwa die Großtante der heutigen Bayernpartei, zeichnet verantwortlich dafür, daß der Hochverräter von 1923 eine Ehrenhaft mit Blumen und Frühstücksplatten in Landsberg fand... Genau so heute. Von allen Seiten wird beschwichtigt und versichert, man solle das nur ja nicht zu tragisch nehmen, die neue Partei habe auch einen guten Kern, und historisch gesehen habe sie doch in manchem recht. Es ist beschämend, das Bemühen schwankender CSU-Leute und verschwommener Publizisten zu verfolgen, den Erfolg der Bayernpartei mit Heimatliebe, Verfolgungsangst und Minderwertigkeitskomplexen der Bayern ebenso wie mit dem schlechten Benehmen der Preußen zu erklären und zu entschuldigen. Diese Handlanger von heute wollen morgen wieder als Mitläufer davonkommen. Wird sich auch heute das Gewissen der wahren Christen in Bayern und der Europäer nicht regen? Und sollten vielleicht die Alliierten auch heute diese Partei im stillen fördern — um Deutschland einem neuen innerpolitischen Chaos entgegenzuführen? Jedenfalls bereitet sich hier ein neuer Anschlag auf das Abendland und die Menschheit vor.

Andreas Hermes 70 Jahre alt. Am 16. Juli dieses Jahres vollendet Dr. Andreas Hermes sein 70. Lebensjahr. 1878 in Köln geboren, war er 1911 bis 1914 Direktor am Internationalen Landwirtschaftlichen Institut in Rom, 1920 bis 1923 deutscher Reichsminister, zunächst für Ernährung und Landwirtschaft, dann für die Reichsfinanzen. 1927 ging er als deutscher Delegierter zur Weltwirtschaftskonferenz in Genf. Von 1924 bis 1928 war er Mitglied des Preussischen Landtags als Abgeordneter des Zentrums und seit 1928 Präsident der Christlichen Bauernvereine, seit 1930 des Reichsverbandes der Deutschen Landwirtschaftlichen Genossenschaften Raiffeisen. Während der Hitlerzeit weilte er eine Reihe von Jahren im Ausland, um dann nach Deutschland zurückzukehren, als die Entscheidung sich näherte. Diese Daten sagen viel über ein arbeits- und erfolgreiches Leben, nichts über den Charakter dieses hochbegabten Mannes aus, der bei klarstem Verstand ein brennendes Herz für die Ideale abendländischer Gesittung und echter Humanität hat, ein mutiger Gegner bei Bereitschaft zu Toleranz und ein zuverlässiger Freund seiner Freunde ist. Er war in seiner unbedingten Ablehnung des Nationalsozialismus ein aktiver Träger der deutschen Widerstandsbewegung und wurde nach dem 20. Juli 1944 verhaftet, vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und durch ein Wunder gerettet. Unmittelbar nach dem Zusammenbruch arbeitete er mit Theodor Steltzer zusammen für den Wiederaufbau Deutschlands und gründete in Berlin die CDÜ, die unter seiner Leitung die große Idee ihres Programms integral bewahrte. Durch die sowjetische Militärverwaltung zum Rücktritt im Dezember 1945 gezwungen, widmete er sich dann der Wiederbelebung der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, die er in umfassender Form zu neuer Blüte gebracht hat. Um die Person von Dr. Hermes ganz zu verstehen, muß man diesen Mann in den Zeiten seiner äußersten Bedrohung erlebt haben. Er trug sein Schicksal mannhaft und verlor keinen Augenblick die Haltung, als das Todesurteil gegen ihn verkündet war und er täglich die Vollstreckung erwarten mußte. Wer mit ihm in den Gestapogefängnissen in Ravensbrück und der Lehrter Straße 3 zusammen gewesen ist und nicht nur seine aufrechte und gefasste, sondern auch jederzeit hilfsbereite und opfervolle Haltung gegenüber seinen Mitgefangenen beobachten und erfahren konnte, der weiß wahrlich, was nicht nur er, sondern das deutsche Volk an diesem Mann hat, einem der wenigen deutschen Politiker, die staatsmännisches Format haben. 1946 überfiel ihn eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Er wurde gerettet. Nach seiner Genesung entwickelte er eine fast unbegreifliche geistige und körperliche Frische, so daß man das hübsche französische Wort auf ihn anwenden kann: „Il tomba en jeunesse“. Seine Freunde hoffen, daß seine Kraft für lange Jahre dem deutschen Volk zugute kommen wird, da sie ihn für den Aufbau eines wahrhaft demokratischen und christlichen Deutschlands für unentbehrlich halten.

Die Währungsreform. So notwendig für eine Gesundung der deutschen Wirtschaft eine durchgreifende Währungsreform ist, so verderblich für die Nerven des deutschen Volkes war das, was mit dem Verschweigen und der Bekanntgabe des Termins der Reform getrieben worden ist. Man kann es nur

als groben Unfug bezeichnen. Die Verantwortung trifft die deutschen Stellen. Männer, die über eine ausreichende Kenntnis der Mentalität und des Nervenzustandes des deutschen Volkes verfügten, wären verpflichtet gewesen, entweder einen präzisen Termin, an dem nicht mehr zu rütteln gewesen wäre, anzugeben oder rundheraus zu erklären, daß keinerlei Termin angegeben werden könnte, da sie selber nicht orientiert wären, und daß alle Angaben darüber mit voller Skepsis aufzunehmen wären. Statt dessen wurde dauernd ein Termin nach dem anderen bekanntgegeben, und die Gerüchte jagten einander. Immer standen hinter diesen Gerüchten angeblich „bestinformierte Bankkreise“. Man konnte sehr wohl unterscheiden zwischen den Meldungen, die von einer Presse und von Stellen verbreitet wurden, die ein lebhaftes Interesse an dem Bestehen großer Unruhe und ihrer Erhaltung hatten. Durch die Gerüchte aber, die aus dem Westen kamen, wurde der Verdacht genährt, daß irgendwelche unbekannte Kreise durch die Verbreitung von Gerüchten über den Termin der Währungsreform dunkle und schmutzige Geschäfte zu machen hofften, ohne daß es gelang, auf die Art solcher Geschäfte und auf die Interessenten einen Schluß ziehen zu können. Die Nervosität, um nicht zu sagen Hysterie, die im Westen nicht erst im Zusammenhang mit der Währungsreform ausgebrochen war und von der einzig Berlin sich freigehalten hat, sollte die deutschen Regierungs- und Wirtschaftsstellen im Westen veranlassen, dieser Stimmung mehr Rechnung zu tragen und für eine Beruhigung der Bevölkerung zu sorgen. Neben der Belebung der deutschen Wirtschaft, einer vernünftigen Steuerreform, ausreichenden Krediten zur Beschaffung von Rohstoffen, einer einigermaßen genügenden Warenmenge ist in erster Linie das Vertrauen des Volkes zu der neuen Währung notwendig, ohne das sie zum Scheitern verurteilt wäre. Die maßgebenden deutschen Stellen haben es bisher nicht verstanden, Vertrauen in ihre Fähigkeit, eine gesunde Währungsreform durchzuführen, zu erwecken. Sie stehen gewiß vor einer ungewöhnlich schweren Aufgabe, aber ungewöhnliche Aufgaben erfordern ungewöhnliche Fähigkeiten, und jeder sollte sich prüfen, ob er neben dem Wunsch nach einem Posten auch über diese Voraussetzungen verfügt. Das Vertrauen zu der Deutschen Mark wird glücklicherweise gestärkt durch das Geschrei und Gegeifer, das vom Berliner Sender sich ergoß, und die Unterbewertung der „Tapetenmark“ auf dem Schwarzen Markt.

Der Triumph der Funktionäre. Wenn Aristophanes noch leben und sich nicht gerade in Schutzhaft befinden würde, was satirischen Dichtern bekanntlich in Krisenzeiten oft passiert, so hätte er höchstwahrscheinlich nicht zwei athenische Bürger, in denen sich der charmante Leichtsinn dieses liebenswürdigen Volkes verkörpert, in den Himmel einziehen lassen, sondern zwei von den Leuten, die heute triumphieren und allein triumphieren — zwei Funktionäre. Wenn es, wie wir hoffen wollen, im Elysium gute Bücher gibt, wird der alte Spötter sicher Burnhams „The managerial revolution“ mit Vergnügen lesen und bedauern, daß ihm dieser herrliche Komödienstoff entgangen ist. Er wird

darüber lachen, was bei all den Aufregungen und Anstrengungen herauskommt, die sich dieses närrische Menschengeschlecht bereitet, bei all den Umstürzen und scheinbar weltbewegenden Revolutionen: nämlich der Triumph der „Manager“, der Sieg des Beamten, der hinter dem Schalter sitzt und der Menschheit Briefmarken oder Lebensmittelkarten ausgibt. Die Berge kreisen, und geboren wird — der Abteilungsvorsteher Meyer. Denn das ist der ernsteste Inhalt dieses interessanten Buches. Die großen Krisen der Menschheit, von denen wir jetzt eine der größten erleben, die mächtige Wellenbewegung, die ganze Völker in Aufruhr bringen und die den Optimisten zu dem Glauben verführen können, Gott der Herr wolle nach dem Worte der Offenbarung „einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen“, alle diese Irrungen und Wirrungen, alle diese blutigen Konflikte und leidenschaftlichen Kämpfe enden auf eine ebenso prosaische wie komische Weise: die Wolken verziehen sich, die Wogen ebbten ab, und in der Arche, die die Sintflut überlebt hat, sitzt lächelnd und zufrieden der „Manager“. Statt der brüderlichen Gleichheit, die von jeher den Traum aller Weltreformer gebildet hat, statt der Angleichung der Einkommen aneinander, die noch Bernard Shaw in seinem „Wegweiser für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus“ als das Ziel jedes echten Sozialismus bezeichnet hat, erleben wir gerade in den Staaten, in denen, wie in Rußland, das Privateigentum die schwersten Schläge erlitten hat, nicht geradezu einen Rückfall in den Kapitalismus, wohl aber das Heraufkommen einer neuen privilegierten Schicht, die an Macht und Einfluß die alten Kapitalisten noch wesentlich übertrifft. Nach Burnham entfällt z. B. in Rußland die Hälfte des Nationaleinkommens auf diese Kaste, die nur 11 bis 12 % der Bevölkerung ausmacht: in Amerika bezieht dagegen, wie Burnham feststellt, die entsprechende Schicht einen wesentlich geringeren Teil des Nationaleinkommens. Die Nutznießer dieses Regimes sind in Rußland die Direktoren der öffentlichen Betriebe, die Leiter der industriellen Produktion, die hohen Staatsbeamten — Leute, von denen ein hohes Maß an technischem und diplomatischem Können verlangt wird, wenn der ungeheure Apparat, dessen die modernen, vor allem die totalitären Staaten bedürften, reibungslos funktionieren soll. Aus diesen Männern und ihren Mitarbeitern bildet sich eine herrschende Klasse, die sich immer mehr konsolidiert und sich sogar in weit ungehemmter Weise als in den sogenannten kapitalistischen Ländern ein Vermögen erwerben kann: in Rußland beträgt nämlich die Erbschaftssteuer für diese privilegierte Schicht — was Burnham nicht zu wissen scheint — nur 4 %, während sie in England die bekannte phantastische Höhe erreicht und sich auch in Amerika bei hohem Vermögen erheblich steigert. So bildet sich aus der Kaste der hohen Funktionäre allmählich eine richtige neue Gesellschaftsklasse heraus, die ihren Kindern eine bevorzugte Erziehung zuteil werden lassen und ihnen den Aufstieg in die privilegierte Schicht ohne weiteres sichern kann. Man vermag diese interessante Entwicklung besonders deutlich in der russischen Armee zu studieren, innerhalb welcher die Rangunterschiede außerordentlich bedeutsam und sogar die Verpflegungssätze nicht nur für Offiziercorps und Mannschaft, sondern auch für die einzelnen Chargen des Offiziercorps überaus verschieden sind, während in den sogenannten kapitalistischen Ländern diese Unterschiede als verhältnismäßig unbedeutend erscheinen. Das alles hängt speziell in Rußland mit der Notwendigkeit zusammen, alle Kräfte der Nation zusammenzufassen und die Produktion auf allen Gebieten in ungewöhn-

licher Weise zu steigern, um den besonderen Aufgaben gewachsen zu sein, vor die ein in der russischen Geschichte bis dahin nie dagewesener Sieg die Nation stellt.

Aber die Gefahr des Triumphes der Funktionäre liegt auch in den demokratischen Staaten vor, wie das aus dem ungeheuren Anschwellen des Beamtenapparates selbst in den freiheitliebenden Ländern hervorgeht, eine Erscheinung, über die die englischen sowie die amerikanischen und französischen Blätter lebhafteste Klage führen und für die in Holland bereits die Bezeichnung „Ambtenismus“ geprägt worden ist. Nun, der Beamtenstaat unterscheidet sich nicht wesentlich vom Führerstaat, und ob er von einzelnen sichtbaren Tyrannen oder von einer anonymen Beamtenschaft unterdrückt werden wird, bleibt sich in der Praxis gleich. Der Triumph der Funktionäre ist die Niederlage der Freiheit, die von Funktionären getragene Zwangswirtschaft, die über ganz Europa wie ein Alpdruck lastet, ist die endgültige Besiegelung der menschlichen Sklaverei. Es ist ein verhängnisvoller Kreislauf: die Not gebietet den Staatsapparat, und der Staatsapparat gebietet die Not. Werden wir diesen Zirkel des Unheils durchbrechen können und wieder ein freies Europa erleben?

Auslandsstimmen

Europäische Zukunftsaussichten

werden in dem Leitartikel von „The Manchester Guardian“ (8. April 1948) an der Hand des vom Wirtschaftskomitee der UN erstatteten Berichts besprochen. Der Bericht betont, die Abhängigkeit Europas von den amerikanischen Einfuhren habe ihren Grund nicht, wie vielfach angenommen, in dem Ausbleiben anderweitiger überseeischer Zufuhren, sondern vor allem in der mangelhaften Produktion Europas selbst und dem Rückgang des Handels der einzelnen europäischen Länder miteinander, der wiederum in erster Linie auf die Ausschaltung der deutschen Industrie zurückzuführen sei. Zwar seien durch das System der bilateralen Handelsverträge zwischen einzelnen Ländern schöne Fortschritte erzielt, aber die Verträge müßten noch erweitert und schließlich nach Möglichkeit das System des liberalen Multilateralismus wiederhergestellt werden. Im übrigen sei eine Steigerung der schwerindustriellen Produktion in allen europäischen Ländern erforderlich, wenn der Lebensstandard der Vorkriegszeit wiederhergestellt werden solle, und zwar müsse die Produktion mindestens das Doppelte des Standes von 1938 betragen. Wann

freilich dieses Ziel erreicht werden könne, läßt dieser Bericht offen. In einem anschließenden Artikel „Der Marshall-Plan“ weist das Blatt darauf hin, daß sich Europa bemühen müsse, aus dem Marshall-Plan Nutzen zu ziehen, der Europa die größte Chance seiner Geschichte eröffne und einmütig vom gesamten amerikanischen Volk unterstützt werde. Das Blatt schließt mit der Zitierung des Ausspruchs des Senators Vandenberg: „Die größte Nation der Welt wird ihr Führertum entweder beweisen oder sie wird abdanken.“

Ein europäisches Nationalbewußtsein

Die schweizerische Tageszeitung „Die Tat“, die sich stets als Vorkämpferin des europäischen Gedankens ausgezeichnet hat, schreibt in ihrer Nr. 147 folgendes:

„Es ist hohe Zeit, daß ein neues, im Keim längst vorhandenes Nationalbewußtsein sich ausbreite und stark werde: ein europäisches Nationalbewußtsein. Längst vorhanden, längst gefordert ist es, aber es sollte mit der Kraft des Gefühls geladen werden die

sich bisher in den nationalen Nationalismen ausgab. Ein Gefühl der Verbundenheit auf Gedeih und Verderb regt sich derzeit wohl, aber leider nur unter dem Druck der Angst vor der Weltmacht im Osten. Mit der Angst kommen wir aber nicht weit; sie hebt nicht einmal so kleine Egoismen auf, wie sie bei jenen Benelux-Ländern hervorstoßen, die nun ein Stück Deutschland erobern wollen — am Grünen Tisch... Als ob in einem Fetzen annektierten Gebietes die Wurzeln ihrer Sicherheit lägen! Oder die Wurzeln neuen wirtschaftlichen Glückes! Georges Sorel hat behauptet, Europa gleiche einem Korb voller Krebse, die sich bis zum Tode mit ihren Scheren zwacken würden — es gebe kein Mittel, sie davon abzubringen. Ist es so? Ist das Verhalten der europäischen Länder zueinander wirklich in diesem Bilde tierischer Dummheit und Börsartigkeit genau bezeichnet?

Ein neues Wort tut uns not, eine neue Botschaft des Mutes und der Freude. Der alte Churchill mit seiner Vision des geeinten Europas gibt uns mehr zu hoffen als sämtliche Außenpolitiker des Abendlandes zusammen. Warum wird sein Ruf nicht aufgenommen? Wie lange noch läßt man ihn allein?"

Deutschland als Teil Pan-Europas

Im Auftrage des Präsidenten Truman hat vor einiger Zeit der New Yorker Rechtsanwalt Thomas Finletter, der während des Krieges Mitarbeiter des Außenministeriums gewesen ist, einen aufsehenerregenden Bericht über die amerikanische Luftrüstung vorgelegt (Survival in the Air Age). In einem Aufsatz „Luftmacht und Weltfriede“ (Atlantic Monthly, April 48) führt Finletter folgendes aus: „Wir müssen eine starke Wehrpolitik haben. Ob wir es wünschen oder nicht, die Vereinigten Staaten haben die Führung des Westens, und aus dem Westen muß die Führung für den Weltfrieden hervorgehen — unsere Wehrpolitik ist jedoch nur die negative Seite unserer auf den Weltfrieden gerichteten internationalen Bemühungen. — Eine grundlegende Tatsache wird oft nicht berücksichtigt: der einzige Weg zum endgültigen Weltfrieden ist eine politische Lösung. Wirtschaft und Wehrpolitik können Hilfe

oder Hemmnis sein, entscheidend ist allein die politische Lösung. Eine Verminderung unserer Rüstung wäre töricht, solange es keine politische Lösung gibt. Die politische Seite unserer auswärtigen Beziehungen ist es, die alles andere beherrscht, wie ein Blick auf das Geschehen in Westeuropa beweist. Zum größten Teil ist die Unsicherheit der politischen Lage in den einzelnen Ländern dafür verantwortlich, daß Westdeutschland noch nicht genug für seinen eigenen Bedarf produziert. Kontinental-Europa weiß noch nicht, auf welcher Seite es sich letzten Endes befinden wird. Es kennt wohl die Seite, zu der es neigt, aber es weiß nicht, ob die Führung des Westens, die in der Hauptsache von den Vereinigten Staaten kommen muß, stark genug sein wird, um es auf dieser Seite zu halten. Augenscheinlich kann unter solchen Verhältnissen nichts geschaffen werden. Wie kann z. B. Frankreich seine Rolle beim Wiederaufbau Europas spielen, wenn eine kommunistische Partei von der Größe und Stärke der französischen beständig gegen jede Form des wirtschaftlichen Wiederaufstieges und der politischen Stabilität arbeitet? Bevor Frankreich wirtschaftlich fest auf seinen Füßen stehen kann, muß es politische Festigkeit gewonnen haben, und es wird diese niemals gewinnen, bevor nicht Europa zu einer einzigen politischen Einheit organisiert ist, die von allen Mitgliedern der westlichen Gemeinschaft, insbesondere den Vereinigten Staaten, verteidigt wird. Dasselbe trifft noch mehr auf Deutschland zu. Deutschland wird niemals eine wirtschaftliche Rolle spielen, bevor nicht eine politische Lösung Deutschland in die westliche Gemeinschaft eingliedert und ihm das Gefühl der Sicherheit als Teil dieser Gemeinschaft gibt. Zum Glück sind die politischen Fragen in Deutschland so brennend geworden, daß sie uns zu einer politischen Lösung für ganz Europa zwingen können. Eine drängende Frage verlangt schnelle Antwort: wie können wir die alliierten Besatzungstreitkräfte zurückziehen und Deutschland einer unabhängigen deutschen Regierung überantworten ohne das Risiko, daß Deutschland wieder zum Kriege rüstet, oder, fast ebenso schlimm, unter die Herrschaft der Sowjets gerät? Zum erstenmal sehen wir jetzt, drei Jahre nach Kriegsende, dieser Frage ins Auge. Die einfache Wahrheit ist: wir dürfen Deutschland nicht als unabhängigen Staat dem Geschick überantworten. Das Wagnis ist zu groß. Nur wenn Deutschland Teil

einer größeren politischen Einheit wird, auf die es keinen beherrschenden Einfluß erlangen kann, wäre es für uns und unsere Verbündeten risikolos, die Besatzungstruppen zurückzuziehen. Kurz, nichts weniger als eine Europäische Union, die Vereinigten Staaten von Europa, kann uns die Sicherheit verschaffen, unsere Truppen aus Deutschland ohne Gefahr zurückzuziehen. Dies wird allmählich zur anerkannten Politik. Oft und öfter hören wir von den »Vereinigten Staaten Europas« als der einzigen politischen Lösung."

Der Wiederaufbau des europäischen Transportsystems

wird in „The Listener“ (6. Mai 1948) in interessanter Weise erörtert. Das Blatt weist darauf hin, daß allein in Frankreich von 6000 Meilen Wasserstraßen nur 320 für den Verkehr übriggeblieben und nicht weniger als 7000 Straßen-, Eisenbahn- und Kanalbrücken zerstört, daß in Deutschland sämtliche Rheinbrücken gesprengt waren, während Wracks das Strombett versperren. Noch ernstere Probleme ergeben sich nach dem Blatte aus der Zerstörung der Lokomotiven und Eisenbahnwagen, Schleppdampfer und Straßenfahrzeuge. Über die Hälfte der Güterwagen ist zerstört, der Anteil der gebrauchsfähigen Lokomotiven schwankt zum Beispiel in Frankreich und Belgien zwischen 10 und 30 Prozent. Im Rahmen des Marshall-Planes, so meint das Blatt, müßten sich die einzelnen europäischen Länder untereinander aushelfen, so daß Länder mit gewissem Überfluß die Verknappungen in anderen Ländern ausgleichen und die Transportanforderungen an Amerika auf ein Minimum reduziert werden könnten. Besonders wichtig seien internationale Vereinbarungen, durch welche die Verschiedenheit in den Ausmaßen auf den europäischen Eisenbahnen beseitigt würde, damit Fahrzeuge des eigenen Landes an die eines anderen angehängt werden könnten. Das Blatt weist abschließend darauf hin, England sei, besonders seit der Einrichtung eines Fahrverkehrs zwischen England und dem Kontinent für Güter, Kraftwagen und Güterwagen, an der Erholung und dem künftigen Wohlergehen Europas interessiert, da von diesem Englands Prosperität, ja sogar seine Freiheit abhängt.

Der Weg zum Frieden

So betitelt „The Manchester Guardian“ (25. 3. 48) seinen Leitartikel, in dem die These Walter Lippmans, Verhandlungen mit Rußland seien zwecklos, solange Amerika nicht sein Aufrüstungsprogramm durchgeführt habe, zurückgewiesen und die Notwendigkeit betont wird, die Westmächte müßten jeden Anschein von Aggression vermeiden und die Verhandlungen mit Rußland fortsetzen, wie schwierig sie auch sein möchten. Ähnliche Gedankengänge äußert „The New Statesman and Nation“ (27. 3. 48) in seinem Leitartikel „Den Kopf oben behalten“. Das Blatt hält die in Brüssel beschlossene Allianz selbst dann für zu schwach für einen Kampf gegen Rußland, wenn sie militärisch ausgebaut und durch den Beitritt der Vereinigten Staaten erweitert würde: es zitiert die Äußerung eines amerikanischen Generals, im Falle eines Krieges mit Rußland würde die englische Insel zwar so zerstört werden wie jetzt Deutschland, aber doch ihre Bedeutung als amerikanische Flugzeugbasis behalten. Bei dieser Lage der Dinge müsse der Krieg vermieden und die nächsten Jahre zur Schaffung „eines wirtschaftlichen und sozialen Westeuropas benutzt werden, das sich nicht mit der Politik des einen oder des anderen der beiden großen Gegenspieler identifiziert, sondern trotz aller Gefahren den Glauben an Demokratie und Sozialismus aufrechterhält“. Etwas entschiedener Töne schlägt die sozialistische „Tribune“ in ihrem Artikel „Wird es Krieg geben?“ an (26. 3. 48). Das Blatt gibt der Befürchtung Ausdruck, die Russen überschätzten die Möglichkeit, weitere Eroberungen zu machen, ohne einen Zusammenstoß zu provozieren, und seien entschlossen, den Diebeszug fortzusetzen, den sie 1945 angetreten hätten. Die Sowjetunion erkläre offen, ihre Freunde müßten ihre Diener, ihre Verbündeten Satelliten und ihr Wille müsse absolut sein. Die Russen würden zu dieser ihrer Haltung durch die Überzeugung von der Schwäche und Dekadenz des Westens bestimmt: es gebe ihnen gegenüber keine andere Möglichkeit, als fest zu bleiben und die militärische Stärke zu erhöhen, wie das jetzt Amerika tue. Von irgendwelcher amerikanischer Angriffslust könne dabei nicht die Rede sein, es sei ledig-

lich eine Politik des Widerstandes, die aber unumgänglich sei, wenn Rußlands weiteres Vordringen gehemmt werden solle. Die parteilose Zeitschrift „Time and Tide“ (27. 3. 48) teilt die Befürchtungen der ausgesprochenen Labourblätter hinsichtlich eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen den Großmächten nicht und glaubt im Gegensatz zu „The New Statesman and Nation“, Rußland werde einem starken Amerika gegenüber zu Zugeständnissen bereit sein.

Rußland in Osteuropa

Die „Times“ (1. 4. 48) geben in ihrem Leitartikel einen besorgten Überblick über das Vordringen des Kommunismus in Osteuropa, besonders in Ungarn und Bulgarien. In Bulgarien sei mit der Exekution Stanchew und Petkofs der letzte Widerstand zusammengebrochen. In Ungarn dagegen bestehe noch eine gewisse Opposition, die hauptsächlich von katholischer Seite getragen würde und in dem Kardinal-Primas Mindzenty einen beachtenswerten Führer besäße. In Bulgarien bestünden die politischen Parteien, im Gegensatz zu Jugoslawien, dem Namen nach fort, sie seien aber von einer einheitlich geleiteten Volksfront zusammengeschlossen, während in Ungarn zwar eine Fusion der Kommunisten und der Sozialdemokraten bevorstehe, die Bildung einer Volksfront nach bulgarischem Muster dagegen noch nicht gelungen sei. In Bulgarien werde vollkommen totalitär und autoritär regiert, die örtlichen Stellen der Volksfront könnten jeden Bulgaren auf ein halbes bis zwei Jahre in ein „Schulungslager“ schicken, jede abfällige Äußerung über die Regierungspolitik werde mit Gefängnis geahndet. In Ungarn lägen die Verhältnisse anders: Abgeordnete der Rechten gäben im Parlament ihrer Opposition gegen den Kommunismus ungescheut Ausdruck; es erschienen zwei Oppositionsblätter, allerdings ohne große Verbreitung. Sympathien mit westlichen Regierungsformen würden in Ungarn dennoch mit Vorsicht geäußert, in Bulgarien sei das fast unmöglich. Von den Russen sei äußerlich weder in dem einen noch dem anderen Lande viel zu sehen. — Die Prager Vorgänge werden im Gegensatz zu den meisten englischen Blättern von „The New States-

man and Nation“ (27. 3. 48) als eine ganz natürliche Entwicklung beurteilt, hinter der man kaum besondere russische Machenschaften zu suchen brauche. Von einem „Raube der Tschechoslowakei“ könne nicht die Rede sein. Stalin sei nicht wie Hitler in das Land eingebrochen, um seine Bewohner unter die Herrschaft eines „Herrenvolkes“ zu zwingen, sondern habe nur von der dort bereits vorhandenen revolutionären Bewegung sowie dem allgemeinen fanatischen Deutschenhasse profitiert, der den Tschechen selbst eine russische Herrschaft als annehmbar erscheinen ließe. Der Deutschenhaß sei so groß, daß jeder Engländer, der einem deutschen Kinde ein Stück Brot reiche, von den Tschechen als ein „Verbrecher an der Menschlichkeit“ bezeichnet werde, wie denn auch die Tschechen bei der Austreibung der Deutschen eine noch größere Brutalität und Konsequenz als die Polen an den Tag gelegt hätten. Ebenso beherrsche die Befürchtung eines wirtschaftlichen Aufbaues Deutschlands durch den Marshall-Plan alle Gemüter. Jedes Mittel, Deutschland niederzuhalten, sei den Tschechen recht, und da die Stärke der Sowjetunion ihnen die dauernde Ohnmacht Deutschlands garantiere, seien sie mit der russischen Herrschaft auch über die Tschechoslowakei einverstanden.

Zwei Propheten

Wie „Human Events“ in Nr. 219 meldet, bringt die Madrider Zeitung „Arriba“ in ihrer Nummer vom 9. bis 10. März 1948 einen sehr interessanten Briefwechsel, der im Februar 1943 zwischen General Franco und dem englischen Botschafter in Madrid, Sir Samuel Hoare, geführt worden ist. Franco gibt in seinem Schreiben der lebhaften Besorgnis nicht nur Spaniens, sondern auch aller anderer neutraler Länder über die deutsche Niederlage in Rußland und die Gefahr einer russischen Überflutung des europäischen Kontinents Ausdruck. Franco schreibt u. a.: „Wenn die russischen Armeen in Deutschland eindringen, wird die größte Gefahr für den Kontinent und für England aus einem sowjetisierten Deutschland hervorgehen, welches Rußland seine technischen Geheimnisse und Rüstungs-

fabriken, seine Ingenieure, seine Techniker und Spezialisten zur Verfügung stellen muß und so den Russen die Schaffung eines fabelhaften Imperiums vom Atlantik bis zum Pazifik ermöglicht. Nach unserer Auffassung ist Rußland immer schon infolge seines kommunistischen Totalitarismus und seiner militärischen und industriellen Kapazität die größte Gefahr für Europa gewesen, jetzt aber ist diese Gefahr enorm gewachsen. Wir fragen: gibt es eine Macht in Mitteleuropa, in diesem Mosaik von Nationen und Rassen ohne Zusammenhang und Einheit, in einem durch die russische Okkupation ruinerten und zerrissenen Europa, das dem Ehrgeiz Stalins Halt gebieten könnte? Offensichtlich nicht. Wir sind überzeugt, daß der Kommunismus alle diese Nationen in Mitteleuropa beherrschen wird. Deshalb halten wir die Lage für außerordentlich ernst und appellieren an den gesunden Verstand des britischen Volkes, darüber nachzudenken, daß, wenn Rußland Deutschland okkupiert, niemand mehr Rußland aufhalten kann. Existierte Deutschland nicht, so müßten die Europäer es erfinden: es wäre lächerlich zu denken, daß Deutschlands Platz durch eine Föderation von Litauen, Polen, Tschechen und Rumänen ersetzt werden könnte, da diese ohne weiteres zu sowjetischen Satellitenstaaten umgewandelt werden würden." Auf diesen Brief hat Herr Hoare geantwortet, daß man in England über dieses Problem genau das Gegenteil dächte. Selbst wenn die Russen Deutschland besiegten, würde Rußland wirtschaftlich völlig von den Westmächten abhängig bleiben, und im übrigen sei ja zu erwarten, daß der militärische Sieg in erster Linie von den westlichen Alliierten erkochten werden würde. Das Bild der Nachkriegszeit würde etwa das sein, daß riesenhafte amerikanisch-englische Armeen ganz Deutschland besetzen würden, während demgegenüber die total erschöpften russischen Armeen nur eine relativ bescheidene Rolle spielen würden. Man sieht aus diesem interessanten Briefwechsel, daß Diktatoren nicht immer Dummköpfe und selbst englische Botschafter nicht immer Staatsmänner sind.

Der Finger Gottes

Die schweizerische Tageszeitung „Die Tat“ bringt in Nr. 129 bemerkenswerte Ausführungen über die tschechischen Flüchtlinge in Deutschland. Das Blatt schreibt: „Die tschechischen Flüchtlinge in Deutschland haben bereits ihr eigenes Nationalkomitee gebildet. Das ist erfreulich. Der Leiter dieses Komitees, Dr. Zivánsky, hat nach deutschen Presseberichten in Wiesbaden die freundschaftliche Einstellung der »Nationaltschechen« gegenüber den Sudetendeutschen hervorgehoben, mit denen sie die Gemeinschaft der Heimat verbinde. Das ist noch erfreulicher.

Nur können wir, die wir schon in den ersten Monaten nach dem Krieg eindeutig gegen die Vertreibung von Millionen aus ihrer Heimat im Namen des nationalstaatlichen Irrsinns Stellung genommen haben, nicht auf einmal vergessen, daß sich damals in der Tschechoslowakei nicht eine einzige Stimme öffentlich gegen diese Schande erhoben hat. Es hat gewiß Tschechen gegeben, die die damaligen SS-Methoden verurteilt und nach ihren Kräften den Opfern dieses Terrors geholfen haben. Hut ab vor ihnen! Aber die politischen Parteien, die berufenen politischen Führer des Volkes, die Presse — sie alle haben sich feierlich mit diesem Verbrechen solidarisiert oder sie haben doch mindestens geschwiegen. Die Sozialdemokraten, die Nationalen Sozialisten, die Katholischen Volksparteiler, sie haben alle die Aussiedlung der Deutschen aus dem Sudetenland als nationale Tat gepriesen — bis zu dem Moment, in dem sie selber mit ähnlichen Methoden gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen. Nun, als Flüchtlinge, beginnen sie sich einer Solidarität zu erinnern, die sie einst, als sie noch in Amt und Würden standen, schmählich vergessen hatten.

Gewiß, späte Einsicht ist besser als gar keine Einsicht. Aber es bleibt die Tatsache festzuhalten, daß die antikomunistischen Tschechen sich 1945 offen oder stillschweigend mit einem Verbrechen solidarisiert haben, das sie heute bedauern. Auch die Sympathie für den Freiheitskampf des tschechischen Volkes gegen die Terrordespotie darf uns nicht hindern, heute noch daran zu erinnern.“

Der große, offenbare Tag

DIE ERZÄHLUNG EINES FREUNDES

Der Prophet Joel 3, 1—5, Apostelgeschichte 2, 17—21

1. Fortsetzung

Copyright by Atlantis-Verlag, Zürich

„Die Kirche hat dort gestanden, wo Sie sie gesucht haben und wo Ihre Karten sie verzeichnet haben mögen, das alles ist richtig“, begann Vater Tichon seine Geschichte: „Sie stand ungewöhnlich dicht am Flusse, weniger als einen Steinwurf vom Wasser entfernt, und wenn wir das Fest der Wasserweihe hielten und der Bittgang zum Wasser stattfinden sollte, mußte ich mir immer einen kleinen Umweg ausdenken, damit — obwohl das Wasser vor der Pforte lag — eine rechte Prozession daraus würde, ein Weg bis zur Weihe, verstehen Sie? Ach ja...“ Er lachte leise auf eine gutmütig-spitzbübische Art vor sich hin, die bei ihm so wohl tat neben dem häufigen Gebrauch von Stellen aus der Heiligen Schrift.

„Aber das war nicht immer so, das ist nicht immer so gewesen. Unsere Kirche war eine der ältesten im ganzen Bistum, sie wurde von frommen Vätern des Klosters Olonez erbaut, denen das Klosterleben zu laut geworden war und die sich tiefer in die Einöde zurückzogen, das mag wohl vier- oder fünfhundert Jahre her sein. Und damals floß der Fluß noch nicht so dicht neben dem Heiligtum. Er muß, nach allem, was uns die Ältesten und deren Väter und Vorväter erzählt haben, eine gute Strecke entfernt geflossen sein. Nur der gewaltsame Eisgang während der Frühlingsschmelze hat sein Bett allmählich geändert.“

Sie haben es wohl nie erlebt, wenn es Frühling bei uns wird... Doch?... Nun, so wissen Sie, nur ein ganz schweres Gewitter hat ähnliche Gewalt. Die schweren Wetter aber dauern Stunden, und wenn es Frühling wird, dauert es Tage und Wochen. Aber glauben Sie mir, es hat Jahre gegeben, da wir mit dem Herzschlag im Halse auf das Brüllen aus den Wäldern und vom See her lauschten, auf das Dröhnen und Donnern — erst unter dem Eis — dann auf den schmetternden Schlag, wenn irgendwo die Decke barst, und dann — mochten Regen und Sturm dazukommen und die Schmelze beschleunigen — auf ein Stöhnen und Brechen und Schlagen, als läge ein Untier im Sterben und wehrte sich vor dem Ende noch mit allen vier Pranken. Solche Gewalten haben den Lauf des Wassers geändert und ihn mit der Zeit immer näher an die Kirche herangeführt, was uns in der Zeit des Eisgangs, wenn sich vor der Mündung gern eine Barriere bildete und den ganzen Oberlauf mit seinem Treibeis staute, schon oftmals Sorgen bereitet hatte. Denn die rasselnden, wie flache, graue, riesenhafte Larven vorwärtskriechenden Schollen mit ihrem gezahnten Buckel waren häufig bis dicht an die Kirche

gekrochen. Gott aber war immer gnädig gewesen. Er hatte unser Heiligtum verschont. Oh! schön ist es gewesen, mein Herr! Ehrwürdig in seinem Alter, so klein es war. Gesegnet durch den frommen Sinn derer, die es erbaut, Stamm um Stamm dazu gefällt, behauen, Balken um Balken gefügt, es ausgekleidet, ausgemalt hatten — ach! der fromme, andächtige Sinn hatte beinahe nicht genug Wände gehabt, sich in die Geschichte des Heils und der Heiligen zu vertiefen. Einem jeden der frommen Väter waren wohl die Augen übergegangen von all dem, was er schaute, und ein jeder hatte mit Pinsel und Farbe erzählen wollen. Und dabei sahen wir doch das meiste gar nicht, denn die Fenster baute man in jenen Zeiten viel kleiner als heute, es war halbdunkel im Inneren unseres Tempels, man ging von der Pforte auch drei Stufen hinab, so hatte der Bau sich gesetzt. Hier war in Balken und Brettern die ganze Schöpfungsgeschichte Himmels und der Erden eingeschlossen und alle Geschichte des Menschengeschlechts. Man mußte nur lange und innig genug in der Dämmerung verweilen, dann — ach ja! dann könnte einem ein Licht aufgehen, heller, als es die Augen ertragen können, mein Lieber. Außen war sie so grau und schmucklos wie alle Häuser und Balken, unsere Kirche. Wir besaßen immer noch nicht mehr Glocken in dem kleinen Turm mit der schindelblättrigen Zwiebel, als die frommen Väter einmal gespendet bekommen hatten, denn Sie wissen, die Bauern bei uns sind nicht reich, einige drei-pudige, einige weniger schwere, aber so lebendig, wie das Geläut in den großen Wäldern schallte, so ewig lebensvoll blieben die dunkelglühenden Bilder an unseren Ikonostas.

Das letzte hohe Fest, das wir darin begingen, war das Fest der Himmelfahrt Christi. Da war noch Winter, ich erinnere mich gut. Denn bevor ich das Troparion am Vorabend der Himmelfahrt sprach: »Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden, wie der Rauch auseinandergetrieben wird, so treiben sie auseinander«, ... schändeten etliche junge Burschen unten von der Säge, die zu den kämpfenden Gottlosen gehörten, das Heiligtum, indem sie, bevor die Gläubigen sich's recht vergahen, auf einer kleinen Bahre, die sie verfertigt, einen Schneemann hineintrugen, den sie sehr grob als Priester ausgestattet hatten, natürlich auch mit einer Schnapsflasche als Sakramentswein, und stellten den stumm grinsend mitten vor die königliche Pforte...

Er machte eine lange Pause und lehnte sich zurück.

„Wie Wachs zerschmilzt vor dem Angesicht des Feuers“, sprach er leise aus dem Troparion weiter. „Ja“, meinte er dann, „so sagte ich wohl. Ich betete das Troparion zu Ende. Die Meinen standen wie aus Eisen gegossen da, die Frevler lärmten draußen vor der Pforte. Niemand hatte den Mut, diesem teuflischen Gebilde aus unschuldigem Schnee, das da ins Allerheiligste grinst, einen Fußtritt zu geben, wie er einem Götzen der Gottlosigkeit gebührte. Nein, keiner rührte sich. Und — ich sehe heute noch, wie die Tür sich um einen Spalt breit öffnet und die Untäter hereinlugen, die sich der Wirkung ihrer Schandtat vergewissern wollten — ich trat vor den Götzen und sprach: »Nicht nur Wachs zerschmilzt vor dem Angesicht des Feuers. Auch der Schnee schmilzt hin unter der Sonne des Allmächtigen. Und wer ihn zu Werken des Frevels geballt und ihm Gewalt gegeben hat nach der

Fratze des Bösen, dessen Hand wird verdorren, dessen entartetes Gesicht wird der Herr austilgen, auf daß dem Satan kein Denkmal bleibe, sondern der Mensch allein sei nach Gottes Bilde. Die Gerechten aber müssen sich freuen... Dieser Schnee war so rein, wie er vom Himmel gefallen ist«, sagte ich zu den Meinen. »Menschen haben ihn so beschmutzt. Habt Mitleid mit dem armen Schnee«, sagte ich, »und so, wie ihr sanftmütig mit euren Feinden sein sollt, so nehmt auch keinen Anstoß an ihm da.«

Und so blieb der Götze stehen. Und was teuflisch an ihm war, mag sich gequält haben, fortwährend auf den Opfertisch des Herrn zu sehen und des Herrn Auferstehung und Himmelfahrt verkündigt zu hören an diesem »Tag, den der Herr gemacht hatte, und an dem wir jubeln und fröhlich sein sollen!«

Nun, das war nicht die erste Schandtät, die jener Pitirim sich ausgedacht und mit seinen Kameraden ins Werk gesetzt hatte, aber es war die frechste. Wir hatten an Fest- und Feiertagen schon Pflöcke aus frischem Holz in die Schlüssellöcher getrieben gefunden, wenn die Kirche geöffnet werden sollte, wir hatten schon Fenster ohne Scheiben gehabt, unter einer losen, federnden Planke hatte man einmal eine alte Ziehharmonika angebracht, die jedesmal ein wildes Gedudel von sich gab, wenn jemand auf diese Stelle trat und damit den Balg zusammendrückte, und ein zweites Geheul, wenn die Planke sich wieder hob — o ja, wir hatten ja mehr als zwanzigjährige Erfahrungen. Bis hierzu aber hatte noch keiner von diesen jungen Gottesleugnern gewagt, während der göttlichen Liturgie in die Kirche zu kommen.

Die Andacht am Vorabend der Himmelfahrt war zu Ende. Die Meinen gehen hinaus, draußen werden sie von den Schmähern erwartet. Ein Weilchen später gehe ich heim, und entgegen tritt mir eben jener Pitirim als Wortführer seiner Genossen.

»Höre, Bürger Evangelium«, sagt er und kann nicht weitersprechen, denn was er sagen will, geht in dem Gelächter unter, das die Seinen über diesen Witz anstimmen.

»Du hast recht, ich bin ein Bürger des Neuen Bundes«, sage ich, »ihr braucht nicht zu lachen.«

»Du wirst dein Geschäft schließen, Bürger«, beharrt Pitirim, »oder wir zeigen dich beim Kreissowjet an.«

»Das könnt ihr tun, aber das wird euch nichts nützen.«

Nun hatte ich die Drohung, mich anzuzeigen, nicht zum ersten Male gehört, sie jagte mir auch diesmal keinen Schrecken ein.

»Wir sind als Gruppe von Gläubigen registriert«, sage ich, »der Kreissowjet hat uns die Kirche zur Nutzung übergeben, wir haben die Vorschriften des Gesetzes beachtet und werden sie weiter beachten, du bemühst dich unnütz, Bürger Pitirim.«

»Die Kirche kann geschlossen werden, wenn ein Teil der Bürgerschaft Anstoß an ihren Untrieben nimmt und gestört wird«, beharrte er.

»Du irrst dich«, sage ich, »ich kenne das Dekret des Rates der Volkskommissare besser. Sie muß öffentlich Ärgernis erregen, aber das tut sie

ich verschließ zum erstenmal, den Gottesdienst am Abend des ersten Pfingsttages und den am Morgen des zweiten zu halten. Ich schlief wie ein Toter. Kurz vor dem Erwachen aber mußte es gewesen sein, daß ich von Pitirim träumte. Ich sah ihn im Traum in unserer eigenen Kirche stehen, vor der Königlichen Pforte des Ikonostas, die weit offen stand und aus der sich ein blendendes Licht in die dunkle Kirche ergoß, und laut schallend predigen, mit emporgestreckten Armen, wie ein anstatt in Wasser in seliger Verzückung Ertrinkender, aber ich verstand nicht, was er sagte. Und als ich fragte: »Was redet er da? Ist er nicht aus Tuulos wie ich? Was will das werden?« — da war das die Frage, mit der ich erwachte, und mein traumbefangenes Ohr vernahm aus der Kammer nebenan ein Stimmengewirr.

Ich lag eine Weile und gab nicht zu erkennen, daß ich wach war und lauschte. Aber dann mit einemmal merkte ich, daß ich gar nicht wach gewesen, daß auch das scheinbare Erwachen nur ein Traum im Halbschlaf gewesen war. Die Stimmen aber waren Wirklichkeit.

»Man hat sie läuten gehört«, sagte eine Stimme, die mir vertraut war, »sehr fern, aber man hat es vernehmen können. Manchmal stärker, manchmal schwächer, aber man kann immer noch nichts sehen.«

»Es hat keinen Zweck, sich hinauszuwagen. Und wer wollte das tun! Am Strand haben sie ein Feuer angezündet, seine Kameraden, und schlagen auf Töpfe und Pfannen. Aber ob er das hört?«

»Gott ist ihm gnädiger, als er's verdient. Seine eigene Wohnung hat er ihm als Obdach gegeben, daß er sich darin bergen kann, der Frevler ...«

»Ja, oder daß sie sein Grab wird. Ein heiliges Grab für einen Tempelschänder.«

Ich sah immer noch Pitirim vor mir, wie er mir eben im Traum erschienen war, und wie der blendende Lichtstrahl aus dem Allerheiligsten, in dem ich ihn gesehen hatte, kam mir der Entschluß.

Ich sprang aus dem Bett und bemerkte, wie es nebenan im selben Augenblicke still ward.

»Gottes Friede mit euch!« rief ich hinüber und begann mich anzukleiden.

»Friede mit Euch, Vater Tichon!« antworteten sie mir.

Während ich die Kleidungsstücke zur Hand nahm, begann ich mir meinen Plan zu machen — ach nein! — da überkam mich ein Gesicht! Ich sah mich selber in einem Boot mit flachem Boden, wie wir's zum Fischen auf den Seen benützen, zwischen Eisschollen draußen auf dem offenen See, das Boot bald aufs Eis ziehend und vor mir her schiebend, wie einen Wasserschlitten, bald rudern, wo die Waken sich öffneten und das bleigraue Wasser schweren Dunst ausatmete. Und mit einemmal wächst unsere Kirche, schief geneigt, doch immer noch stehend, riesiger als die Isaakskathedrale vor mir auf, stumm in den Schwaden, ohne Glockenklang. Pitirim steht an der Pforte, wie die Büsser und Bettler. Ich aber bin gekommen, um ihn aus Gottes Gewahrsam abzuholen, ins Leben auf Erden zu retten.

Nun, so war es in Wirklichkeit nicht. Nur mein Entschluß, ihn zu suchen, blieb immer der gleiche. Vor den besorgten Mahnungen der Meinen, diese Gefahr nicht auf mich zu nehmen, die Gott als tollkühnen Frevel ansehen möchte; vor den Tränen meines Weibes, das sich vorzeitig zur Witwe gemacht sah, während in Wirklichkeit ich es dann war, der sie überlebte; vor den finsternen, mißtrauischen Blicken der Kameraden jenes Pitirim, die unten am Strande hausten und Feuer unterhielten und Lärm machten — sie sagten, um ihm die Richtung nach Haus anzuzeigen, ich glaube aber, um sich Mut zu machen, so wie Kinder im Dunkeln zu singen anfangen. Wie war es in Wirklichkeit? Schwerer, viel härter, viel wirklicher, ja, Gott sei gepriesen: wirklich!

Die große Prüfung war für mich nur zu Anfang, als der Nebel sich nicht heben wollte. Der ganze zweite Feiertag lag wie unter einem grauen Leichentuch. Hätte ich meinen Entschluß gleich in die Tat umsetzen können — nichts wäre leichter gewesen, so merkwürdig das auch klingt. So aber hatte ich Zeit zum Überlegen, Zeit zum ängsten, Zeit zum zweifeln. Ich hatte Zeit, den Fluß zu betrachten, der immer noch gewaltig angeschwollen war, doch nicht mehr ganz so hoch wie in jener Nacht. Ich hatte Zeit, meine Gefährten und Feinde zu betrachten, gegen die ich schon eine Nacht lang um die Kirche gekämpft: die Eisschollen, die mich draußen auf dem See zahllos umgeben würden. Ich hatte Zeit, unten am Strande zu stehen und in die milchigen Schwaden zu starren, unter denen es knisterte und knarrte und gluckste und schmatzte wie von einem lüsternden, sich räkelnden Untier — und mich zu fragen, ob in dieser ungeheuerlichen Ode, deren ganze Maßlosigkeit der Dunst mir noch gnädig verbarg, irgendwo auf einer der treibenden Schollen unsere Kirche stehen mochte und drinnen ein Mensch sein, ein verlorener, dem Tode geweihter, wenn Gott ihm nicht seinen Engel schickte ... Ich hatte Zeit, an meiner Kraft zu zweifeln, an der Vernunft in meinem Vorhaben, an der Wahrscheinlichkeit, daß er noch lebte — barmherziger Gott! Es war eine lange, schreckliche Zeit. Doch als zweifelte, sagte, zauderte ich gar nicht, betrieb ich nebenher meine Zurüstungen für die Fahrt.

Als die Burschen am Strande das sahen, wurden ihre Mienen noch finsterner.

»Wann«, fragte ich sie, »hat man unsere Kirche das letzte Mal läuten hören?«

»Das letzte Mal«, sagten sie, »hörten wir sie am zweiten Feiertag nachmittags. Aber da war es, als schrien alle Glocken zugleich.«

»Glaubt ihr, daß er selber sie geläutet hat?«

»Nein, so hatte es nicht geklungen. Eher so, als hätte sie jemand hingeworfen, alle zugleich. Und seitdem war es still.«

Sie konnten auch nicht ungefähr die Richtung angeben, aus der die Glocken geklungen hatten. Von draußen, vom See her war der Schall gekommen, von dort ...! Und die Hand, die hinauszeigte, nahm sich so armselig und klein aus, wie der Mensch unter dem Himmel ist.

Was mir Prüfung schien, war nichts als Gottes Güte. Hätte ich spornstreichs davonfahren können, wäre ich gewiß nicht wieder zurückgekommen. So aber,

als ich Zeit hatte, vermochte ich die Fahrt besser vorzubereiten. Ich sah gründlicher, wie gefährlich und anstrengend sie sein würde, und richtete mich danach ein. Und wunderbar war auch, wie alle mich warnten und mich davon abzuhalten versuchten — und gleichzeitig ungefragt und ungebeten am Strande zusammentrugen, was mir nützlich sein könnte. Sie rüsteten mich wie zum Seehundsfang aus, und das war mein Glück.

Während dieser Vorbereitungen, die ich zu Ende führte, um sogleich fahren zu können, wenn der Nebel sich zu lichten versprach, gesellte sich mir immer häufiger einer der Kameraden Pitirim's, half mir wie verschämt, griff hier zu und dort zu, immer so, als geschähe es nur nebenbei, bis er mich mit einemmal fragte, ob er mitkommen dürfte. Dessen war ich von Herzen froh und segnete ihn für seinen Entschluß, wogegen er sich nicht wehrte, und wir verabredeten miteinander, daß der eine den anderen aufsuchen und abholen sollte, wenn der Nebel sich nur hob und wir die Fahrt antreten könnten. Der Jüngling versprach, sich alsbald zu rüsten.

So war die Nacht hereingebrochen, abermals eine Nacht, die der Unglückliche, wenn er noch lebte, auf dem Eise verbrachte. Ob das die letzte war, oder hatte er schon, ohne daß wir es wußten, seine letzte erlebt?

Ich war dankbar, daß es dunkel war, als ich nach Hause kam. So brauchte ich die verweinten Augen meines Weibes nicht allzu deutlich zu sehen.

»Ich bitte zu Gott, daß der Nebel sich niemals heben möge«, schluchzte sie am Abend, als wir uns legten. Aber da ergriff ich ihre Hände und riß sie auseinander und führte sie vor das Bild der jungfräulichen Mutter mit dem Kind und sprach: »Tu Buße, Weib, für solch sündhafte Reden! Bete, bete, daß er noch leben möge, und daß es gelingt, ihn zu retten! Bete, daß der Nebel sich noch zur Stunde hebe und wir ihn finden und vom Herrn beschirmt zurückkehren! Bete: Allerreinste, erhabene, erbarmende Mutter...« Und ich trat neben sie und umschloß ihre bebenden Hände und beugte mein Haupt vor dem Bilde, und sie begann leise und mitunter von Tränen überwältigt und mit Händen, die ich zwischen den meinen zittern fühlte wie ein erregtes, frierendes Vögelchen, nachzusprechen, was ich ihr vorsprach.

»Segne mich!« bat ich sie, als wir uns legten, und sie zeichnete das Kreuz über mich.

»Der Herr ist auch in den Schwachen mächtig«, sagte ich, »und ich fühle, ER befiehlt es.«

In derselben Nacht, nach Mitternacht, klopfte Makari, mein Begleiter, an unsere Hütte und meldete, der Nebel höbe sich, es sei ein Windchen aufgekommen, und alles versprache einen klaren Tag.

»Erkennst du das Zeichen der gnädigen Erhörung?« sagte ich zu meinem Weibe. »Bleibe im Gebet! Ich bin bald wieder zurück!«

Das konnte wie eine Lästerung klingen, aber es war die Gewißheit des Glaubens, der Berge versetzt.

Und nun begannen wir, Pitirim zu suchen.

(Schluß folgt.)

Film-Kundschau

Ich gebe dem deutschen Nachkriegsfilm kaum noch eine Chance mehr. Wir scheinen vom klischierten Gefühlschwulst, von der plakatierten Biederkeit, der mißverstandenen Tendenz nicht mehr wegzukommen. Unseren Filmleuten fehlt der Mut zum Experiment, der Idealismus, die künstlerische Bessenseheit. Sie sind Handwerker und Geschäftsleute. Der deutsche Nachkriegsfilm selbst krankt an Ideenarmut. Die Drehbücher werden heute von Schustern geschrieben. Jeder Regisseur glaubt, sich sein Tränklein selber mixen zu können. Kein Mensch denkt mehr daran, daß ein Film außer einer story auch eine Idee haben muß, daß diese Idee ins Optische umzusetzen erst mal Aufgabe eines wirklichen Dichters und dann erst die eines Regisseurs sein muß. Kein Produzent zieht aus der Erkenntnis von der schon sprichwörtlich gewordenen Filmfremdheit des deutschen Autors einmal die praktische Schlußfolgerung und strebt mit ihm eine saubere und kameradschaftliche Zusammenarbeit an, die diesen nicht wie gewöhnlich an die Wand drückte und ihn zum bloßen Handlanger sketchfreudiger Routiniers degradierte, sondern ihn endlich einmal von Grund auf mit den Filmgesetzen vertraut machte. Keiner unserer Regisseure geht auf die Straße, keiner wagt sich ins Leben. Alle kleben sie ängstlich an ihren altüberkommenen Atelierschablonen. Niemand macht sich die Mühe, die Schauspieler, statt sie in „Schulen“ zu züchten, auf der Straße zu suchen; man will Masken, Gesichter sind verpönt. Man fragt nicht: Hat sie Ausdruck? Man fragt: Wie fotografiert sie sich? — Und gar erst im Technischen. Wer glaubt hier nicht alles Filme machen zu können! Wo ist bei uns der Typ des technisch versierten Künstlers? Es gibt ihn nicht. Unsere Cutter z. B. sind biederste Handwerker. Sie verstehen ihr Fach. Aber von künstlerischen Gesetzen haben sie keine Ahnung. So ist es überall. Der deutsche Film wird von Maurern und Zimmerleuten gemacht. Die Regisseure sind Poliere, die Produzenten Bauherren und die Verleiher Spekulanten

geworden. Ist es da ein Wunder, daß unter etwa 30 Spielfilmen seit Kriegsende sich erst zwei akzeptable befanden? (Ich meine Staudtes „Mörder sind unter uns“ und Käutners „In jenen Tagen“. Maetzigs „Ehe im Schatten“ wirkte lediglich durch die Sauberkeit im Thematischen, formal-künstlerisch war sie schlecht.)

Beim ersten Streifen der „Jungen Film-Union Hamburg-Berlin“ „Menschen in Gottes Hand“ ist es genau umgekehrt. Hier hinkt die Idee. Von der Gestaltung her dagegen war dieser Film bemerkenswert. Ein junger Bauer verläßt Frau und Hof und lebt in der Stadt mit einer früheren Nachrichtenhelferin zusammen. Inzwischen bringt sein heimatlos gewordener Vater den verlotterten Hof wieder in Ordnung. Die Geliebte stirbt. Der Sohn kehrt zurück. — Das Unglück will es, daß solchen Themen noch zu viel „Blut und Boden“-Dünger am Absatz klebt. Das war auch hier nicht zu übersehen, zumal Rolf Meyer, der Regisseur, nicht den Mut hatte, dem Autor Gustav Kampendonk erst mal eine solide Abkratzmatte vor die Atelier-türe zu legen. So schleppte der den ganzen Schollenmatsch in fast sämtliche Aufnahmen, wo er nicht zuletzt auch von Altmeister Walter Eisbrenners dröhnender Schicksalsmusik gnadenlos breitgewalzt wurde. Immerhin, es blieben einige sorgfältig gefeilte Dialogstellen; es blieb eine erfreulich plastische Kameraführung (Albert Benitz); es blieben einige gute schauspielerische Leistungen (Paul Dahlke, Gerty Soltan); und es blieb eine sympathische und ausdrucksstarke Neuentdeckung (Rainer Penkert). Ein sauberer Durchschnittsfilm.

Was man von „Arche Nora“ (Real-Film G. m. b. H.) nicht behaupten kann. Auch hier geht es mal wieder um die Jungen. Gewiß, so ähnlich müßte ein „positiver“ Film bei uns wohl heute gemacht werden (wenn auch nicht ganz so platt). Aber das ist eben die Frage hier: können wir Deutschen mit unserer Vergangenheit überhaupt einen „positiven“ Film machen? Sind wir nicht viel zu wenig gelöst, viel zu gehemmt, zu

beladen dazu. Wo sollen wir den Optimismus hernehmen, wenn mit dem Wollen heute so wenig (sprich: gar nichts) getan ist? Aus der Luft? Vom Mond? Die Jungens aus der Arche Nora (einem Kahn aus Land, den sie sich zur Laube umgebaut haben) holen ihn sich aus dem Wasser, in das er in Gestalt einer werdenden Mutter hineingefallen ist. Im übrigen machen sie Möbelfuhren und lassen sich (es geht eben doch nicht ohne *deus ex machina* ab) vom Mann der Geretteten zum Schluß ein Lastwagen schenken. — Die Fotografie war platt. Die Dialoge bauschten sich den hölzernen Schauspielern (Hilfe: diese Gesichter!) wie Schlagkrem ums Maul (ich meine den zu fünfzig, nicht den teuren). Die Regie (Werner Klingler) war nach Einfallen mit der Fliegenklatsche aus. Klingler muß kurzichtig sein, er schlug dauernd auf Fliegenleichen, die schon seit Jahren an der Wand klebten.

Nachdem kürzlich erst die Russen das Unglück hatten, mit einer gegen den amerikanischen „Großkapitalismus“ gerichteten Persiflage sich selbst durch den Kakao zu ziehen, (mit der „Russischen Frage“) versuchte es, wenn auch thematisch ein wenig dezenter, nun die DEFA noch einmal. „Chemie und Liebe“ nannte sich das, was dabei herauskam. Auch dieser Schlag ging ins Wasser, respektiv ins blinzelnde Auge des eigenen Unvermögens. Das Ganze rollt, (bzw. quält sich) ab in einem utopischen DEFA-Dominik-Land, wo es Wolkenkratzer gibt, und einer aus Gras, unter Umgehung der Kuh, Butter zu machen versteht, welches Rezept ihm die bösen Großschieber nun ablutschen wollen. Es gibt Krieg. Es gibt Gaunereien. Es gibt Chemie, es gibt „Liebe“. Es gibt eigentlich nichts, was es nicht gibt. Und doch gibt es hier nichts, was es gibt. Bemerkenswert waren — außer den in der luftleeren Retorte Artur Maria Rabenalts völlig hilflos herumkaspernden Schauspielern — lediglich die geradezu hörselbergartigen Anhäufungen nackten Mädchenfleisches, dessen kameratechnische Erfassung keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß man es hier weit mehr auf die Drückung der ohnedies ja schon heftigst daniederliegenden Publikums-geschmäcker als auf eine eindrucksvolle Unterstreichung plutokratischer Verworfenheit abgesehen hatte.

Nachzuholen blieben noch „Die seltsamen Abenteuer des Friedolin B.“, Staudtes zweiter DEFA-Film. Mit seinem ersten hält er zwar keinen Vergleich aus, jedoch in der Sauberkeit der Diktion, der ausgezeichneten Fotografie und den gut geführten und äußerst lebendig agierenden Schauspielern nimmt er eine erfreuliche Sonderstellung in der deutschen Nachkriegsproduktion ein. Vor allem ist es endlich einmal ein Film mit Stil; er ist, von einigen Längen abgesehen, aus einem Guß. Daß er sein gestecktes Ziel: die Anprangerung des bürokratischen Leerlaufs, nicht erreichte, lag an dem Irrtum Staudtes, der ins Romantisch-Verspielte verlegte, was brechend aktuell hätte gezeigt werden müssen.

Auch der deutsche Kurzfilm beginnt sich wieder zu regen. Aber flügge ist er noch lange nicht. Selbst einem Mann wie Friedrich Luft, der als Kritiker vom Fach sich doch auf dieses Metier verstehen mußte, selbst ihm fällt, um dem allorts wieder ins Kraut schießenden Militarismus in die Kandarre zu fahren, in seinem Filmchen „Auf dich kommt es an“ nichts anderes ein, als einen Sprecher papierene Phrasen vom „schöneren Deutschland“ reden zu lassen und dazu mal ein verträumtes Stadtwinkelchen und mal eine exerzierende SA-Horde, mal eine friedliche Schafherde, mal biwakierende Pimpfe zu zeigen. Gut war lediglich die Schützenkönig- und Pickelhelm-Montage am Schluß. Aber genügt das? Kann ein Dokumentarfilm, d. h. ein aus Wochenschaustreifen und schon vorhandenen Kulturfilmen zusammengeschnittener Kurzfilm, die diesem heute gestellte Aufgabe; zu packen, wachzurütteln, mitzureißen, zu erschüttern, überhaupt erfüllen? Er kann es nicht. Wir sind heute immun gegen Schellenbäume, Pickelhauben und Kürassierrüstungen, so richtig es auch ist, auf sie als die Wurzeln unserer heutigen Katastrophe zu verweisen. Die „Todesmühlen“ haben es gezeigt: Geöffnete Massengräber und verkohlte Ruinen ziehen bei uns heute nicht mehr. Es gibt daher nur einen Weg: Kurzfilme neu zu drehen; und zwar Kurzfilme mit einer Zentralfigur, die ergreift, einer Handlung, die packt, und einer Idee, deren überzeugender Sauberkeit man sich nicht entziehen

kann. (Ich denke da an die tragische Figur eines konsequenten Kriegsdienstverweigerers, eines modernen Tilleulenspiegels oder Parzivals etwa.) Allerdings wäre von diesen Kurzfilmen dann in noch höherem Maße, als von den üblichen Spielfilmen menschlich-künstlerisches Niveau zu fordern.

„Noch ist es Zeit“ ist ein weiterer deutscher Kurzfilm. Hier machte man es sich noch leichter als bei dem vorigen. Man fotografierte kirchliche Kunstdenkmäler (von denen, wie ein Sprecher sinnig feststellte, „ja noch genug übrig geblieben“ seien) und ließ einen jedem Kind bekannten Schauspieler, als Pfarrer verkleidet, eine Predigt dazu halten. Ab und zu tauchte — völlig zusammenhanglos dazwischengeblendet — mal ein qualmumwogter Schmierennephisto auf, wohl als Verkörperung der Zerstörung gedacht, wenn ich recht verstanden habe. — Nun, so geht es jedenfalls nicht. Wer unter dem verpflichtenden Titel „Noch ist es Zeit“ heute einen Kurzfilm dreht, muß mehr, weit mehr aus ihm machen als eine illustrierte Sonntagspredigt.

Die Franzosen schickten uns „Carmen“, einen gut zweistündigen Film nach Motiven der gleichnamigen Oper und der Novelle Mérimées. Das vor solchen und ähnlichen Versuchen instinktiv sich einstellende Unbehaglichkeitsgefühl erwies sich jedoch als unbegründet. Christian Jaque und Jacques Viot haben aus Bizets verwachsenem Libretto einen völlig neuen und unsentimentalen Film gemacht. Die Micaëla des Melodrams ist fortgelassen und Garcia, ein einäugiger Bandenchef, neu hinzugekommen. Mittelpunkt ist einzig Carmen, die Freiheitsdurstige, die dem Ehe- und Liebesjoch schließlich mit faszinierender Folgerichtigkeit den Tod vorzieht. Milieu, Bilddichte und schauspielerische Leistung bildeten hier, von einigen gar zu dick aufgetragenen Rauf- und Stechszenen abgesehen, eine seltene Einheit. Psychologisches Fingerspitzengefühl allerdings darf man von diesem Film nicht erwarten. Was er wollte, war: kühl, aber besessen registrierend in der gnadenlosen Figur Carmens die Unabwendbarkeit des Schicksals und des Todes aufzuzeigen. Hierbei konnte es ihm natürlich nicht auf die Herausarbeitung der logisch-konsequenten Handlungsabläufe

üblichen Stils ankommen, sondern einzig auf jene gewaltsam und fast archaisch anmutenden Bildquadern, aus denen dieser ganze Streifen wie eine Pyramide gefügt ist.

Die Engländer vergelten es uns jetzt anscheinend, daß wir kürzlich ihren besten Film sehen durften. Vorläufig wurden wir erst einmal mit zwei Gähnmuskel strapazierenden Schwerstkalibern bestraft; es waren jedoch Blindgänger, sie explodierten nicht einmal, man sah weder Weiner noch Lacher danach, nur Müde. Der erste dieser Streifen hieß „The white unicorn“ und war ein Umlum: vom vereitelten Kindsmord über den im Gebirgsbach absaufenden Bräutigam, bis hin zum modisch frisierten Sozialproblem war so ziemlich alles hinein gestopft, was bis jetzt an Rezepten in dieser Richtung überhaupt nur verzapft und erprobt worden ist. Aber heraus ist trotzdem (besser: gerade deswegen) nichts gekommen. War doch das Ganze schon vom inneren Aufbau her völlig vermurkt angelegt: die damenhafte Vorsteherin eines Mädchenheims läßt sich von einem Aschenbrödel dessen Leben erzählen und erzählt, damit es jenem leichter (und unserm Fassungsvermögen schwerer) fällt, das ihre dazwischen, so daß der ganze Film praktisch aus nichts anderem als aus lauter unmotiviert und beziehungslos ineinander verschachtelten Rückblendungen besteht, die man bemerkenswert schnell überbekommt.

Immerhin, dieser Streifen bereitete einem wenigstens noch Kopfschmerzen. „Captain Boycott“ dagegen tat nicht einmal das. Er war dermaßen lasch und ordentlich „gebaut“, daß ihn nicht zu tadeln genau so schwer ist, wie ihn nicht zu loben. Es geht hier um ein paar müde englische Schauspieler, die einen glauben machen wollen, daß sie irische Bauern darstellten. Nun, wer es glaubt... Nachdem sie eine Weile exerziert haben, fällt einem von ihnen ein, daß man es dem bösen Captain Boycott, der sie von den Höfen herunter haben will, ja auch anders stecken kann; ohne Rechtsum und Linksum, ohne Pistole und so nämlich. Diese Erkenntnis wird dann den Rest des Films über so lahm wie nur irgend möglich in die Tat umzusetzen versucht. — Wenn das mit dem gewaltlosen Widerstand so herrlich glatt von der Hand ginge, wie man es hier serviert bekommt,

du lieber Himmel, wo könnte die Menschheit heute stehen!

Amerika zeigte uns seinen bisher besten und 1947 mit den Akademiepreisen ausgezeichneten Film „The best years of our lives“. Dieser Film ist, bei allen Einschränkungen, die seinem übertriebenen Nationalismus und seiner allzu leichtfertigen Auffassung und Pseudolösung des Heimkehrerproblems gegenüber angebracht sind, der sauberste, geradlinigste und ungekünstelteste, der seit Kriegsende zu uns fand. Drei amerikanische Soldaten kehren nach Hause zurück. Der eine zu seiner Familie, der andere zu seiner jungen und allzu lebenshungrigen Frau; der Dritte, ohne Hände, zu seiner Braut. Probleme über Probleme. Aber eins nach dem andern wird gelöst. Jeder findet ins Privatleben zurück, findet den Menschen; zu dem er gehört. Zahn greift in Zahn. Rad in Rad. Es stimmt alles. Im Film jedenfalls. Denn dieser Film bleibt Film auch da, wo er um der Wahrhaftigkeit willen Wirklichkeit sein müßte. Aber was wiegt Wahrhaftigkeit gegenüber einem Heer Entwurzelter, Verwundeter, Suchen-

der, denen Mut gemacht, denen geholfen werden muß? Ich wage diese Frage nicht zu entscheiden. Sicher täte man gut nachzuprüfen, wie dieser Film bei den amerikanischen Heimkehrern aufgenommen wurde. Vielleicht, daß die fromme Lüge doch der profanen Wirklichkeit vorgezogen werden müßte?

Von den Russen kam ein farbiger Dokumentarfilm. 52 Kameraoperateure haben ihn an einem einzigen Tage gedreht. Er hieß „Ein Tag in der Sowjetunion“. Neben hinreißenden Landschafts- und Tieraufnahmen: Helden und Heldinnen der Arbeit, Fördertürme, Industriezentren, Traktoren, Neusiedlungen, Urwaldrodungen, blühende Städte, preisgekrönte Bergarbeiter, preisgekrönte Schmelzer, preisgekrönte Gießer. Ssachalin, Kamschatka, Kriwoj-Rog, Bjelorußland, Estland, Turkmenien, Georgien, Armenien: alles sah man. Nur eins sah man nicht: Einzelwesen. Es gab nur Kollektive, nur Brigaden, nur Gruppen, nur Formationen. Und ich hatte mich so auf den russischen Menschen gefreut.

Wolfdietrich Schnurre

Literarische Rundschau

Europa

Wir sind der Ansicht, daß die europäischen Staatsmänner keine andere Aufgabe mehr haben, als aus bereits geschichtlichen Gewordenheiten die praktischen Folgerungen zu ziehen, und daß weiter die Aufgabe aller Menschen, die sich mit dem Problem Europa beschäftigen, lediglich die sein sollte, konstruktive Vorschläge zu machen, Vorschläge, wie denn dieses Europa in allen Fragen der Politik, der Wirtschaft, des Verkehrs, der Kultur und auf anderen Gebieten und wie jedes einzelne Glied dieses Europa aussehen sollten, um der großen Idee ihre Durchführung zu sichern. Trotzdem weisen wir gern auf Schriften hin, die denjenigen, die sich über die Problemlage noch nicht klargeworden sind, weiterhelfen können, auch wenn sie im Allgemeinen bleiben, ohne sich konkreten Fragen zuzuwenden. Da schreibt

Otto B. Roegele über „Europäische Voraussetzungen“ (Bonn, G. Schwippert Verlag) und betont mit triftigen Gründen, daß das Wesen des neuen Europa aus seinem geschichtlichen Werden heraus auf dem Fundament des Christentums beruht, das man nicht hinwegtun kann, ohne Europa seinen eigentlichen Sinn zu nehmen.

Das „Bekenntnis zu Europa“, das Alfred Mayer ablegt (Wiesbaden, Verlag Der Greif), wendet sich an junge Menschen und ist von hohem Idealismus getragen. Es ist zweifellos geeignet, den europäischen Gedanken gerade auch der deutschen Jugend näherzubringen.

Die Auswahl „Stimmen des Abendlandes“, getroffen von Adam B. Gottron (Mainz, Kirchheim & Co.) vereinigt Stimmen guter Europäer

und Weltbürger aus alten und heutigen Tagen, so daß hier ein gutes Europabrevier entstanden ist.

Endlich will W. E. Breithaupt eine „Korrektur Europas“ bringen (Herausgeber: Republikanische Union Deutschlands, München). Er bemüht sich, von jeder parteimäßigen Einstellung sich freizuhalten. — daß wir von irgendeinem Parteistandpunkt aus dem Problem Europa überhaup nicht nahekommen können, ist unsere Überzeugung — und fordert für die Schaffung Europas, daß die Politik als schöpferisches Element erkannt wird, vorausgesetzt, daß sie wirklich von dem Einzelmenschen als dem entscheidenden Träger des Lebens ausgeht und dazu führt, das „materialistische Staatsidol der Gewalt zugunsten des Lebensbewußtseins der Kraft“ zu entthronen.

D. R.

Eduard v. Winterstein

Wer die große Zeit des Berliner Theaters noch persönlich erlebt hat, dem werden die beiden Bände von Eduard v. Winterstein: „Mein Leben und meine Zeit“ (Berlin, Oswald Arnold Verlag) alle die unvergeßlichen Erlebnisse, die uns das damalige Berliner Theater vermittelte, wieder in lebendigste Erinnerung bringen. Daß wir auch heute Eduard v. Winterstein trotz seiner 80 Jahre noch auf der Bühne sahen und die große und vornehme Kunst dieses Mannes auf uns wirken lassen konnten, erhöht für uns den Wert und wird den jüngeren Jahrgängen das Verständnis für diese Theatergeschichte — denn das ist sie — erschließen. Die beiden Bände sind eine Fundgrube für jeden Historiker des Theaters, auch für die Entwicklung der sozialen Lage der Schauspieler. Winterstein schreibt so, wie er ist, ohne Pose, echt, ohne Phrase, auch im Wort den der Aussage konformen Ausdruck suchend, ohne jeden literarischen Ehrgeiz — mit hohem Verantwortungsgefühl gegen seinen Beruf und die Werke, deren Figuren er so lebensvoll auf die Bühne stellte. Man erlebt mit ihm seine Jugendjahre, die im 1. Band behandelt werden. Im 2. Band spricht er dann von dem halben Jahrhundert deutscher Theatergeschichte, zu deren bedeutenden Erscheinungen er selber gehört. Es ist sehr nobel, wie er von seinen großen Kollegen schreibt und

in weldi anständiger Weise er ihre Größe bewundert, ohne sich nach eigener Schätzung an ihre Seite zu stellen.

Im zweiten Teile des 2. Bandes kommt er dann zu dem großen Erlebnis seines Lebens: zu Max Reinhardt. Für die liebende Würdigung dieses Mannes nehmen wir in Kauf, daß er unserer Ansicht nach Otto Brahm, unter dem er auch zwei Jahre lang gearbeitet hat, nicht voll gerecht wird. Er weist ihm zwar den ihm gebührenden Platz in der Berliner Theatergeschichte an, beurteilt aber unserer Erinnerung nach die Motive Brahms zu ungünstig.

Vergangener Glanz macht immer traurig, und doch sind wir dankbar dafür, wenn wir an Wintersteins sehr genauen Angaben über die einzelnen Aufführungen und die einzelnen Perioden des Berliner Theaters, die er miterlebte, alles wieder vor unseren Augen entstehen sehen, was damals einen wesentlichen Teil der Bedeutung Berlins ausmachte — Berlins, nicht nur als Hauptstadt Deutschlands, sondern als Weltstadt schlechthin.

Winterstein stellt in Aussicht, daß er in einem 3. Band die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen darstellen will.

Diese Memoiren sind eine Notwendigkeit, denn sie entstanden aus dem Gefühl der Verpflichtung, seine Erfahrungen und Erkenntnisse mitzuteilen — die Erfahrungen eines großen Schauspielers, der ein feingebildeter, kultureller Mensch von adeliger Gesinnung und Träger wahrer Humanitas ist.

Er wird in der Theatergeschichte genannt werden als Vorkämpfer des Naturalismus, dem er sich hingab, weil er für ihn die Erfüllung der Pflicht zu letzter Wahrhaftigkeit ist, die zu erreichen das Gesetz seines Wesens von ihm fordert.

R. P.

Gehobene Schätze

In der gleichen Ausstattung und in dem gleichen großen Format, wie Goethes „Faust“ erschien, liegt jetzt Homers „Odyssee“ vor (Baden-Baden, Theasaurus-Verlag, RM. 1,—). Vorausgesetzt ist Goethes Spruch aus den „Maximen und Reflexionen“, in dem er den homerischen Gesängen die Kraft zuspricht, „uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tausend

Jahren auf uns gewälzt hat". Ilias und Odyssee gehören ja zu den Büchern, die meist auf die Wissensfrage hin genannt werden, welche drei Bücher man mitnehmen würde, wenn man ohne Hoffnung auf Rückkehr auf eine einsame Insel verschlagen würde. Sie sind hier in der deutschen Übertragung von Johann Heinrich Voß abgedruckt.

Die „Theologia Deutsch“ hat die wahrhaft berufene Hand von Rudolf Alexander Schröder neu herausgegeben in leichter Überarbeitung, die sein feines Gefühl für die Sprache bestätigt und dem Original nichts von seiner Ursprünglichkeit nimmt (Gütersloh, O. Bertelsmann, RM 5,—). Schröder gibt die „Theologia“ in dem Text von Franz Pfeiffer heraus, der ihn nach der Handschrift übertrug, die man in der Zisterzienserabtei Brombach bei Wertheim vor hundert Jahren fand. Der Name des Verfassers, der sich selber „Der Frankfurter“ nennt, ist auch heute noch unbekannt. Luther deutete in vorsichtiger Form die Vermutung an, daß es Johannes Tauler gewesen sein könnte. Bewiesen ist das nicht, er wird aber im Kreise der „Gottesfreunde“ zu suchen sein. Luther fand die „Theologia“ nur in verstümmelter Fassung im Jahre 1516, in vollem Umfang veröffentlichte er sie 1518. Sie gehört zu den Vorläufern der deutschen Mystik, die immer eins der bedeutendsten Zeugnisse für den deutschen Geist und die deutsche Seele bleiben wird. Das vermutliche Entstehungsjahr ist wohl in den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts zu suchen. Die „Theologia“ wirkt durch sich selber, und Rudolf Alexander Schröder schrieb eine Einführung, die sein tiefes Verständnis beweist und die Schätze, die hier enthalten sind, jedem erschließt. Die „Theologia“ „lehret gar manche liebliche Erkenntnis göttlicher Wahrheit und sagt gar hohe und gar schöne Dinge von einem vollkommenen Leben“.

Die Sammlung „Bonner Texte“ bringt als Band I Friedrich Hölderlins „Empedokles“, herausgegeben von Johannes Hoffmeister (Bonn, H. Bouvier & Co., RM 4,—). Er enthält alle Dokumente, die sich auf Hölderlins „Empedokles“-Dichtung beziehen. Als Text ist der der 3. Auflage zugrunde gelegt, die von Hellingrath besorgt hat. Der Herausgeber schrieb eine gründliche Einleitung,

dann folgen die Texte aus dem „Hyperion“, die Ode „Empedokles“, dann der „Frankfurter Plan“ und „Der Tod des Empedokles“ in der ersten und zweiten Fassung. Ein weiterer Abschnitt behandelt die philosophische Grundlegung und der letzte Abschnitt „Empedokles auf dem Ätna“, enthaltend Entwurf, die ausgeführten Szenen und den Plan der Fortsetzung. In einem Anhang werden Anmerkungen gegeben. Hier ist vorbildliche philologische Arbeit geleistet.

Von Cervantes weiß man gemeinlich nur, daß er der Verfasser des „Don Quijote“ ist. Jetzt hat Anneliese Magnus ein Cervantes-Brevier herausgegeben unter dem Titel „Wo die Wahrheit ist, da ist Gott“ (Gütersloh, C. Bertelsmann). Den Einband und Vignetten zeichnete Gerhard Ulrich. Die Schrift ist gedacht als eine Ehrung zur 400. Wiederkehr von Cervantes' Geburtstag. In einem kurzen Abriss wird das Leben des Cervantes geschildert. Aus diesem Brevier kann man lernen, daß Cervantes nicht nur ein unachtsamer Kritiker der menschlichen Torheit war als gründlicher Kenner aller menschlichen Gebrechlichkeiten, sondern ein Mann, der in einem festen Glauben an eine göttliche Leitung der Welt seinen Ackergrund gefunden hatte.

Eine sehr begrüßenswerte Gabe sind die „Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy“, die nachgelassenen Aufzeichnungen von Robert Schumann über Mendelssohn-Bartholdy enthaltend. Sie sind herausgegeben vom Städtischen Museum Zwickau in der Bearbeitung von Dr. Georg Eismann (Zwickau, Predella-Verlag, 6,60 RM). Es handelt sich um eine erste Veröffentlichung der hinterlassenen Aufzeichnungen von Schumann, und hier findet sich auch manches Unbekannte, das zur Abrundung des Bildes der liebenswerten Persönlichkeit des Menschen und Musikers beiträgt. Dr. Eismann schrieb einen Beitrag „Schumann und Mendelssohn“ und Gertrud Rudloff-Hille einen Bericht über Mendelssohns und Schumanns Leipziger Zeit. Die Aufzeichnungen Schumanns sind in Faksimile gegeben mit dem gedruckten Text auf der gegenüberliegenden Seite, so daß auch der Liebhaber von Handschriften seine lebhafteste Freude haben kann. Die Arbeit wird ergänzt durch ein begrüßenswertes Ver-

zeichnis der Namen und der erwähnten Kompositionen, ebenso wie durch verständnisvolle Anmerkungen.

Charles Baudelaire ist sehr in Aufnahme gekommen, und eine willkommene Ergänzung zu den bisherigen Neuauflagen bildet das Büchlein „Kleine Gedichte in Prosa“, die Dieter Bassermann neu ins Deutsche übertrug und zu denen er ein Nachwort schrieb (Berlin und Buxtehude, H. Hübner, RM 5,40). Hier spricht ebenso wie in seinem Tagebuch „Mein bloßgelegtes Herz“ ein Baudelaire, dessen Bedeutung und menschliche Tiefe durch die „Fleurs du Mal“ nicht erschöpft sind.

Eine Sammlung „Russische Erzählungen“ mit Werken von P. I. Melnikow, D. W. Grigorowitsch und N. S. Ljesskow, im ganzen fünf Erzählungen, sind in der Übersetzung von Otto Freiherrn von Taube in ausgezeichnetem Deutsch erschienen und können dazu beitragen, daß auch die Schätze der älteren russischen Literatur wieder ein größeres Publikum finden (München Fr. Ehrenwirth).

Dem Lebensbild von Josef Conrad setzt Hermann Stresau den treffenden Untertitel hinzu „Der Tragiker des Westens“ (Hannover, R. Böck). Stresau gliedert sein mit innerer Beteiligung geschriebenes Werk in die Abschnitte: Der junge Conrad, Der Seemann, Der Schriftsteller, Sprache und Technik des Erzählers, Der Stoff der Wirklichkeit, Das tragische Weltbild. Eine Übersichtstafel über Conrads Seereisen und eine chronologisch angeordnete Übersicht über seine Werke schließen den Band. D. R.

Die Piper-Bücherei.

Bereits der äußere Eindruck dieser ersten zehn Bände der Piper-Bücherei ist wohlthuend und erweckt Erwartungen, die sich an die vornehme Tradition des Verlages knüpfen. Das äußere Bild gestaltete Emil Preetorius. Schon die Auswahl dieser ersten Bände, von denen jeder zum niedrigen Einheitspreis von 1,50 RM, die Kunstbücher zum Preise von 2,50 RM zu haben sind, zeigt die große geistige und künstlerische Reichweite, die hier angestrebt wird. „Matthias Grünewalds Isenheimer Altar“ mit

47 Bildern in guter Reproduktion, wird von Hans W. Hegemann eingeleitet. Er führt uns tief in die Persönlichkeit des Künstlers ebenso wie in das Wesen seines Werkes. Der Altar war bekanntlich ursprünglich als Schnitzaltar begonnen in einem Augenblick, als die Klassik in der Spannung von Natur und Geist den Ausgleich suchte, der durch die Innerlichkeit und die Form der Sprache der europäischen Kunst bestimmt wurde. Auf Veranlassung des Abtes Guido Guseri wurde dann Matthias Grünewald, mit seinem bürgerlichen Namen Matthias Gotthart Nithart, beauftragt, der dann das Werk des Straßburger Holzbildschnitzers Nikolaus Hagenauer zur letzten einzigartigen Vollendung führte. — Richard Benz stellte den Band zusammen „Beethovens Denkmal im Wort“ und leistete vorbildliche Arbeit. Er beginnt mit dem Brief Bettinas an Goethe über Beethoven und schließt mit der Rede Grillparzers bei der Enthüllung von Beethovens Denkstein. Die Mitte wird gebildet aus Beethovens Aufzeichnungen und Auszügen aus seinen Briefen, die ein klares Bild seiner Persönlichkeit vermitteln. — In den „Liebesgedichten aus dem deutschen Rokoko“, die der Verleger Reinhard Piper selber auswählte, wird das anmutige, verspielte Getändel der Hagedorn, Weiße, Gleim, Ossendorfer, Goetz, Cöcking, J. Ch. Unzer und Uz und anderer Schäferlein vereinigt mit Gedichten von Bürger, Goethe, Lessing, Heinse, Kästner, Ewald v. Kleist, Lenz und Maler Müller, so daß ein getreutes Abbild der deutschen Rokoko-Dichtung entsteht. Piper konnte mit Recht auf jedes Geleitwort verzichten, da die Auswahl für sich selber spricht. — Der große Romanist der Münchener Universität Karl Voßler untersucht in dem Bande „Wesenszüge romanischer Sprache und Dichtung“ die Ausdrucksformen der drei großen romanischen Sprachen: Italienisch, Spanisch und Französisch. Hier werden in einer jedem Leser zugänglichen Form mit feinsinnig gewählten Beispielen die Gesetze und Formen dieser Sprachen, die alle drei aus dem Vulgarlatein entstanden sind, untersucht, und es ergibt sich ein großartiges Bild der Bildkraft und der Gesetze dieser musikgetragenen

Sprachen. — Von Willy Seidel — er war Autor der „Deutschen Rundschau“ — werden uns zu unserer Freude drei seiner Erzählungen: „Yali und sein weißes Weib“, „Das Weinen Paquitos“ und „Der neue Gott“ erneut zugänglich gemacht, alles Zeugnisse, wie ein deutscher Dichter die exotische Welt der asiatischen Inseln erlebte. Außer Willy Seidel ist Dauthendey der einzige, der so stark von dieser Welt berührt wurde, daß er sie ganz in sich aufnahm. — Die Reichweite der Sammlung und ihres Planes wird erhärtet durch drei Bände mit Erzählungen: Ernst Penzoldt „Die Portugalesische Schlacht“, das tragische und zu gleicher Zeit tragikomische Schicksal des jungen Königs Sebastian, der in kindlichem Spiel und unglücklichem Griff ins Leben, der mit einer Katastrophe endete, noch einmal den Traum von Portugals Weltmacht erneuern wollte und dem verschiedene „falsche Sebastiane“ folgten.

Von K. F. Borees, Erzählungen sind „Die Brieftasche“, „Der italienische Garten“ und „Heiliger Bezirk“ vereinigt, die auf der Höhe seines berühmten Romans „Dor und der September“ sich halten. Ferner bringt einer der Bände Werner von der Schulenburgs Erzählung „Artemis und Ruth“, die in stark romanhafter Form das Erlebnis Italien eines deutschen Malers in der Begegnung mit zwei Frauen darstellt. Alle drei erzählende Bände leben in einer Welt, die für uns versunken ist, und künden nichts von der Stellung der Dichter zu den Problemen unserer Tage, halten aber einen erzählerischen Rang.

Von F. M. Dostojewski ist „Eine dumme Geschichte“ in der Bucherei aufgenommen, die nicht zu den bekannten Werken von ihm gehört. Sie trägt den von ihm selbst gewählten Untertitel „Humoreske“, richtiger wäre „Satire“. Sie schildert die Erlebnisse einer russischen Beamtenexzellenz, die das Prinzip der „Humanität“ praktisch durch den Besuch der Hochzeit eines Untergebenen betätigen will, ein Versuch, der infolge übermäßigen Alkoholgenusses, mit einer katastrophalen Blamage der Exzellenz endet. Hinter der Schilderung der Geistesverfassung dieser Beamtenschaft steht ein blutiger Ernst.

Der Verleger Reinhard Piper selber hat uns ein Erinnerungsbuch unter dem Titel „Vormittag“ beschert (München, R. Piper-Verlag, 10,— RM). Diese mit 24 Bildern geschmückten Erinnerungen eines Verlegers schildern in anspruchsloser Weise sein Leben von seiner Geburt in Penzlin in Mecklenburg bis zu seiner Heirat in München. Das Buch ist trotz seiner Schlichtheit zu einem Dokument der Zeit vor 1914 geworden und schon aus diesem Grunde zu begrüßen, weil durch die lähe Unterbrechung der deutschen Geschichte und der deutschen Kultur die heranwachsende Generation keine Verbindung mit dieser Zeit mehr hat. Darüber hinaus ist es ein Dokument verantwortungsvoller Arbeit eines deutschen Verlegers, dessen Name und dessen Verlagsarbeit wir alle mit hoher Achtung nennen. D. R.

Englische Geschichte

Die „Geschichte Englands“ von George Macaulay Trevelyan brachte in 3. Auflage der Leibniz-Verlag (bisher R. Oldenburg) München, in zwei Bänden heraus. Der Inhalt dieses Standardwerkes, dessen ausführliche Schilderung der politischen, geistesgeschichtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung Englands Weltruf genießt, wird in der Einleitung kurz erläutert. Englands Schicksal ist immer vom Meer aus gestaltet worden, so schreibt der Verfasser. In der Frühzeit heißt die Beziehung Britanniens zum Meer: Leiden und Empfangen, in der Neuzeit: Herrschen und Erobern. Beides zusammen gibt den Schlüssel zum Verständnis der Geschichte Englands. In der Frühzeit, also etwa bis 1500, dringen unaufhörlich in immer neuen Wellen vorgeschichtliche und phönizische Kaufleute, Illyrer, Kelten, Sachsen und Dänen, als Siedler und als Eroberer Römer und schließlich die Normannen ins Land. Die tatkräftigsten Seefahrer, Bauern und Kaufleute kommen übers Meer und lassen sich auf den britischen Inseln nieder, prägen ihre Eigenart den früheren Bewohnern auf und verschmelzen mit ihnen. Der größte Teil der Bevölkerung, die wesentlichsten Züge des Charakters und der Sprache sind germanisch; der romanische Einschlag bildete die Sprache weiter, verfeinerte die Kultur und stärkte die staatsbildenden

Kräfte. Die normannische Eroberung lockert die Beziehungen zu Skandinavien, gleichzeitig bildet sich durch die Unterdrückung ein starkes Nationalgefühl. Die Entdeckung Nordamerikas und des Seeweges nach Ostindien ist der Wendepunkt in der englischen Geschichte. England wird Mittelpunkt des Seeverkehrs, es löst allmählich die Verbindungen mit dem europäischen Festland, die Union mit Schottland kommt zustande. Nun schreitet das englische Volk unaufhaltsam auf seinem Wege fort, der über die Beherrschung der Weltmeere zur Errichtung des britischen Empire führt. Die Entwicklung der modernen Naturwissenschaft führt im Vaterlande Newtons zur industriellen Revolution, die von hier aus ihren Siegeszug über die Erde antritt, England wird wirtschaftliche Vormacht. Gewaltige geistige Errungenschaften begleiten diesen Aufstieg. Trotz Beda, Roger Bacon, Chaucer und Wycliff ist der Anteil Englands an der Wissenschaft und der Literatur des Mittelalters gering, verglichen mit der Fülle geistiger Schöpfungen in dem Zeitalter, an dessen Anfang Shakespeare steht. Auf dem Gebiet der Politik im engeren Sinn ist Großbritannien berühmt als „Mutter der Parlamente“. Aus den natürlichen Anlagen der Bevölkerung, einem ausgeprägten Sinn für das genossenschaftliche Leben, entwickelt das Land im Laufe der Jahrhunderte eine Ordnung, die dreierlei verband, was anderen Völkern oft unvereinbar schien: straffe Verwaltung, öffentliche Kontrolle und persönliche Freiheit. So bewirkte das harmonische Zusammenwirken aller geschichtsbildenden Faktoren den steilen Aufstieg Englands zur Weltmacht.

Wir aber haben dem Leibniz-Verlag für die Neuauflage des Buches, das die britische Welt unserem Verständnis erschließt, Dank zu sagen.

Jürgen Pechel

Und wieder Baudelaire

Zu den verschiedensten neu erschienenen deutschen Übersetzungen von Charles Baudelaires „Die Blumen des Bösen“ ist eine weitere gekommen, bei der — wie auch in anderen Ausgaben — der französische Text dem deutschen gegenübergestellt ist. Der

Titel lautet: „Die Sonette der Blumen des Bösen, als deutsche Sonette von Wilhelm Niemeyer“ (Hamburg, Christian Wegner-Verlag). Wir begrüßen es, wenn die Gedichte gerade Baudelaires, weil er für den Beginn einer Wendung ins Dunkel kennzeichnend ist, in Deutschland Verbreitung finden. Der Übersetzer schreibt in seinem Vorwort, daß ihn ein „Sprachrausch“ überkommen hätte, so daß er in einem Zuge hundert der Sonette Baudelaires verdichtet hätte. Dazu gehört Mut, und wir glauben, daß bei ein wenig mehr Nüchternheit der Sinn und die Schönheit der Baudelaireschen Verse noch besser hätte wiedergegeben werden können. Aber der Mut zu solch großem Unternehmen sei anerkannt, wenn ihm auch das volle Gelingen versagt blieb.

D. R.

Nach der zwölften Stunde

Wenn Lutz Neuhaus, der Autor dieses Romans (München, Kurt Desch), wie er von seinem Helden sagt, „mit schauernder Hand in den Tiegel der Zeit hineingegriffen“ hat, so hat er leider einen Mißgriff getan. Er stellt nicht das Chaos, sondern er stellt in chaotischer Weise dar, er gestaltet nicht die Verwirrung, sondern er gestaltet verwirrt. Die Geschichte des berühmten jungen Malers, der einarmig aus dem Kriege heimkehrt, in dumpfer Verzweiflung haltlos dahintaumelt, was ihn indessen nicht hindert, seine Frau zugunsten einer dämonischen Pianistin zu verlassen, die von einem noch weit dämonischeren „Untergangstänzer“ um ein Haar ermordet wird, während sich der Maler schließlich — Gott weiß wieso — durch einige Zeichnungen im Goya'schen Stil von seinem seelischen Trauma befreit und zum Schlusse plötzlich einen „Aufbauwillen“ entwickelt, auf Grund dessen er zum Ortsgruppenleiter der SED qualifiziert erscheint. Diese Geschichte ist von keiner Trivialität, die, mit wichtigerischen Weltanschauungsreden junger Münchner Intellektueller garniert, peinlich wirkt. Die Kunst, mit ungewöhnlichen Worten gewöhnliche Dinge zu sagen, ist hier bis zur letzten Vollendung entwickelt. Uns scheinen die Probleme der Zeit für solche Mätzchen zu ernst zu sein. Vielleicht werden künftige Werke des jungen Autors, die Drucklegung dieses Jugendopus doch einmal rechtfertigen. H. S.

Der Mensch im Selbstverständnis

Religion und Psychologie, insbesondere „Tiefenpsychologie“ stehen in einem schwierigen — mitunter einem Ringkampf, bei dem zuweilen die eine, dann wieder die andere „unterliegt“, ähnelnden — Verhältnis zueinander. Man darf das angefangene Bild sogar noch einen Schritt weiterführen und diesem feindlich ringenden Verhältnis auch einen Zug der in der Umarmung ebenfalls symbolisierten Liebe zueinander einfügen. Der weltweite Aspekt der Psychologie, wie ihn der moderne Geist ergriffen und entwickelt hat, scheut sich nicht, auch die Religion, das Verhalten des Menschen zu Gott (oder zum „Göttlichen“) zu einem ihm zugänglichen Untersuchungsobjekt zu machen. Das würde, wenn es legitim wäre, voraussetzen, daß es einen Punkt außerhalb von Mensch und Gott und ihrer lebendigen Beziehung gäbe und somit ein Sein zugleich über Gott und dem Menschen. In Wahrheit verfehlt und verliert die Psychologie, die sich dieses Bereiches bemächtigen will, über ihrem hybriden Anspruch sowohl Gott wie auch den Menschen in ihrem vollen Umfang, die beide ins Sein über jedes Bewußtsein, ins Wesen über jede seelische Erscheinungsweise hinausreichen; und sogar ins unendliche Sein und Wesen, zum mindesten im Falle Gottes. Nichtsdestoweniger hat die Psychologie und wiederum insbesondere die Tiefenpsychologie, zumal der Züricher Schule, ganz unvergleichliche Verdienste, den modernen Menschen zu seinem Selbstverständnis und damit zum Angelpunkt seiner Existenz in allen ihren Verzweigungen und Auswirkungen hinzuführen. Man darf in einiger Pointierung sagen, daß erst, seitdem es Tiefenpsychologie gibt, Religion, das Göttliche sowohl wie das Dämonische, vom säkularisierten Geiste der Wissenschaften wiederum ernst genommen und als echtes Objekt, wenn auch noch nicht im ontologischen, sondern nur im phänomenologischen Sinne anerkannt wurden. Das ist ein Schritt, an dessen Ende das neue „Großmittelalter“ stehen dürfte, von dem der Kulturphilosoph Adama van Scheltema spricht; es ist zugleich der eine „rechte“ Flügel, dem der andere „linke“ in der modernen Physik parallel läuft, womit die Naturwissenschaften gleichsam als eine Rückkehr des

verlorenen Sohnes die Heimfindung zu Gott in Gang gebracht haben.

Hier hat der Nationalsozialismus sozusagen ungewollt als ein Treibmittel gewirkt (ähnlich wie der große Vorläufer der Tiefenpsychologie Nietzsche als das bedeutsamste Treibmittel zum Christentum in der neueren Zeit gewirkt hat und, solange seine eigene Wirkung noch andauern wird, auch immer wieder wirken wird). Im Fieber dieser Katastrophe sind uns für viele verdeckte Schichten der Wirklichkeit die Augen geöffnet, nein aufgerissen worden; für eine Welt, wie sie aussähe, wenn tatsächlich, per impossibile zu reden, das Christentum und in seinem Gefolge früher oder später überhaupt Gott und die Religion aus ihr verschwinden würden. Was zu diesem Problemfelde nicht vom eigentlich psychologischen, sondern vom geistesgeschichtlich-politischen einerseits, vom theologisch-evangelischen Gesichtspunkte andererseits zu sagen ist, hat Walter Küneth (der unvergessene Autor des Anti-Rosenberg „Antwort auf den Mythos“) in einem ausführlichen Werk „Der große Abfall — Ein geschichtstheologische Untersuchung der Begegnung zwischen Nationalsozialismus und Christentum“ (Hamburg, Friedrich Wittig-Verlag) unter einer bienenfleißigen und souveränen Sichtung des Materials an Daten, Akten, Erlassen, Dokumenten in gültiger Form dargestellt. Es gehört dieses Buch in die Reihe jener wichtigen zeitgeschichtlichen Dokumentenbücher, die wie v. Hassels und Pechels Bücher über die deutsche Widerstandsbewegung, wie Kogons SS-Staat u. a. einen bleibenden Quellenwert besitzen; ganz abgesehen davon, daß in Küneth darüber hinaus ein gläubiger protestantischer Theologe und Führer zum christlichen Selbstverständnis zu Worte kommt.

Dennoch bewegen wir uns noch um einen entscheidenden Schritt tiefer in den mit dem Begriff „Selbstverständnis“ aufgeworfenen Problemkreis, indem wir zugleich freilich in entsprechendem Maße an zeitgeschichtlichem Stoff verlieren und nur noch mit leichtem Gepäck der „ewigen“ Fragen belastet sind, bei einem Buch des Münchener Arztes, Psychologen und Theologen V. E. Freiherr v. Gebattel, das jenen obigen Begriff ausdrücklich im Untertitel führt: „Christentum und Humanismus —

Wege des menschlichen Selbstverständnisses" (Stuttgart, Ernst Klett-Verlag). Die Schrift kommt aus katholischem Umkreise, indessen dort, wenn man, ohne mißverstanden zu werden, so sagen darf, aus der Richtung der „Oberschwäbischen Akademie, Aulendorf“, aus der Richtung von so bedeutsamen und klärenden Veröffentlichungen wie etwa den Büchern von Ernst Michel „Renovatio“ und „Der Partner Gottes“. Das Bedeutsame an jenem „Aulendorfer Geiste“ scheint einerseits eine ruhige überkonfessionelle Diskussionsbereitschaft nicht nur mit den andern christlichen Konfessionen, sondern überhaupt mit dem Geist der Zeit zu sein; andererseits eine Zurückführung und Beschneidung jeglicher unechter oder halbbedrter, magisch-kultischer Religiosität auf die Grundlehren des Evangeliums, auf die Fundamente der christlichen Existenz. Freiherr von Gebattel leistet in den lose zusammenhängenden, mit wundervoller geistiger Mündigkeit und sprachlich-begrifflicher Vollreife geschriebenen Aufsätzen dieses Buches das, was man eine gültige christliche Auseinandersetzung mit den Ansprüchen der Psychologie, insbesondere der C. G. Jungschen Tiefenpsychologie nennen darf. Selber ein hochrangiger praktischer Nervenarzt übersieht er doch, eben aus seinem der menschlichen Grenzen nach oben wie nach unten bewußten, christlichen Weltbilde, wo die Berechtigung und wo die Grenzen des psychologischen Selbstverständnisses liegen. Ein reiner Humanismus in dem Sinne, daß das Bewußtsein des Menschen zuletzt alles, auch alle seine Gottesgedanken umfaßt, ist das anthropologische Gegenbild (geschichtlich mit Renaissance, Humanismus, Reformation begonnen und im 18., 19. und 20. Jahrhundert zur Höhe geführt) zu einer theozentrischen, christlichen Anthropologie, die auch die Übergriffe der Tiefenpsychologie oder anders herum ausgedrückt ihre ontologische Unzulänglichkeit ans Licht führt. Wenn Gebattel auch die Reformation in diesem Zusammenhange apostrophiert, so ist er für ihren Gegensatz zum historischen Humanismus nicht blind, meint aber gerade in diesem, übersteigerten Gegensatz, der dem humanum keinerlei Würde beläßt, die dialektische Antithese und insofern auch einen Bestandteil des modernen anthropozentrischen Weltbildes zu sehen. Hier ließen sich Einwände vorbringen,

die zuletzt Einwände dagegen wären; daß eine unbedingte Identität zwischen der römisch-katholischen Kirche und der Idee der „Una Sancta“ anzusetzen sei. Nicht solche Endgesichte sind aber das Wesentliche und hochgradig Fördernde dieser Schrift, sondern in erster Linie ihre großartige Durchleuchtung unserer unter ausgesprochenen Neurose-Aspekten stehenden geistigen Situation und in der Folge davon die große Hilfe, die sie jedem aufgeschlossenen und zu den Granitpunkten der Probleme wirklich durchgedrungenen Geiste, gleichgültig welcher Konfession, leistet, „zu seiner Grenze wiederum in ein geordnetes Verhältnis zu gelangen“.

Joachim Günther

Kunstgeschichte

Die für die romantische Kunst so bedeutsamen „Neun Briefe über Landschaftsmalerei“ von C. G. Carus sind neu gedruckt und von Dr. Hans Kahns mit einer Einleitung versehen worden, die dem Leser die Schwierigkeiten, aber auch die Reize der Carusschen Gedankengänge erschließt (Villingen, Reichelt). Der Dresdener Arzt und Naturforscher, Philosoph und Maler hat den Begriff des Erlebenbildes geprägt, d. h. eines Kunstwerkes, das von den hinter den Dingen wirkenden geheimen Kräften, ihrer Gestaltung und ihrem Wandel zeugt. — Um die Erkenntnis von Hans von Marées hat sich der feinfühligste Ästhetiker Conrad Fiedler die größten Verdienste erworben. Wenn auch Hermann Uhde-Bernays in dem Neudruck des Fiedlerschen Gedenkbuchs (München, Nymphenburger Verlagshandlung) mit Recht hervorhebt, daß es dem in seiner Zeit befangenen Freunde des Künstlers nicht ganz gelungen ist, seine überzeitliche Bedeutung herauszuarbeiten, so bleibt seine liebevolle Abhandlung immer eine der besten Ein- und Hinführungen zu einem Künstler, der „populär“ zu werden nie das freilich zweifelhafte Glück haben wird. Denn alles Große ist schwer, wie schon Spinoza gesagt hat, und das gilt auch von Ernst Barlach, von dem jetzt eine Auswahl seiner Briefe (von 1888 bis 1938) erschienen ist, mit einer dankenswerten Einleitung von Dr. Friedrich Droß und leider ohne Angaben über die Emp-

fänger und ohne sonstige, oft recht entbehrte Anmerkungen (München, Piper). In dieser Hinsicht hat Fritz Sonntag manches getan bei der Herausgabe der Briefe des Bildhauers Joachim Karsch, die dieser zwischen 1933 und 1945 an ihn und ein befreundetes Ehepaar gerichtet hat. Einige Abbildungen bringen dem Leser auch den Künstler nahe, der ihm als Mensch in seinem notwendigen Ringen ergreifend vor die Seele tritt. P. W.

Die klirrende Kette

Die bisher erschienene Literatur zur Zeitgeschichte hat den Nationalsozialismus und den zweiten Weltkrieg von allgemeinen politischen Standpunkten oder aus der besonderen Erlebnissphäre eines unmittelbar Beteiligten oder Leidenden behandelt. Unter den Kritikern und Berichterstattern fehlte der Spaziergänger durch die Zeit, der scheinbar Unbeteiligte, der, wie einst Seume Europa von Leipzig nach Syrakus und wieder zurück, das Dritte Reich vom 30. Januar 1933 bis zum bitteren Ende durchwanderte, alles Bemerkenswerte aufnotierend, das er unterwegs erblickt hat. Wolfgang Drews hat es als Erster unternommen, ohne andere politische Berufung als die eines unermüdeten Wanderers und eines unbefangenen und ehrlichen Mannes seine Erlebnisse während der Hitlerzeit als Journalist, Dramaturg, wieder Journalist und schließlich als einfacher Frontsoldat aufzuzeichnen („Die klirrende Kette“, Baden-Baden, P. Keppler). Anfangs scheint sein Buch eine unverbindliche Mischung aus Anekdoten und Berichten, persönlichen Betrachtungen und Begegnungen zu sein, aber je weiter man liest, desto klarer wird aus der Lektüre das Bild des deutschen Alltags der Jahre nach 1933. Auf manche Gestalt der Vergangenheit fällt dabei ein überraschend die Zusammenhänge aufhellendes Licht, und der letzte Teil des Buches bringt, gar nicht mehr betrachtend und anekdotisch, nach Plievier die ersten wesentlichen Schilderungen aus dem Krieg gegen Rußland. Die ruhige, gelassene und anspruchslose Haltung des Autors täuscht oft darüber hinweg, daß er zur Geschichte der jüngsten Vergangenheit, der Journalistik, des Theaters, der politischen und sozialen

Kämpfe mehr zu sagen weiß als viele heute mit größeren Ansprüchen auftretende Theoretiker, und man hätte sich deshalb gewünscht, daß seine Person weniger im Hintergrund geblieben wäre. Aber es gehört wohl zum Wesen solch eines Wanderers durch die Zeit, daß er von sich selber nicht viel Wesens macht,

Klaus Herrmann

Wege zu Luther

Die 15 Vorträge und Aufsätze über Luther, die Heinrich Bornkamm in seinem Buche „Luthers geistige Welt“ (Lüneburg, Heliand Verlag) gesammelt hat, beanspruchen nicht, die Lutherforschung zu fördern, sondern wollen nur ihre Früchte ernten. Luthers neue und kühne Gedanken müssen von jedem Geschlecht neu verstanden und angeeignet werden, die Bessinnung auf ihn ist ein Gebot des Lebens und nicht der Historie. Bornkamm verfolgt mit feinfühligster Hand die Linien dieses außerordentlichen geistigen Lebens. Er zeigt, wie der gottberührte Mann und gewaltige Denker Überraschungen in sich schließt, von denen immer noch allzuwenige etwas ahnen. Es ist dem Verfasser gelungen, die letzten metaphysischen Hintergründe der Glaubenslehren Luthers aufzuhehlen. Er zeigt, wie alles, was sich in scheinbar wilden Widersprüchen und unberechenbaren Entladungen dieses gewaltigen Geistes äußert, in der Tiefe einfach und kristallen klar ist. So ist das tiefgründige und kenntnisreiche Buch vorzüglich geeignet, uns Luthers Geisteswelt wirklich nahezubringen.

Emil Böhmert

Da wärd in mir Gesang

Es ist ein Wort von Hölderlin, nach welchem die „Neuen Gedichte“, Da wärd in mir Gesang“, Emil Böhmert (Verlag Dr. Hans v. Chamier, Essen) ihren Namen führen; es bekundet ihr allmähliches, lange vorbereitetes und doch überraschendes Aufblühen im Gemüte des Dichters; sehr schlichte, sehr makellose Blüten sind es geworden. Die Tugenden dieser Gedichte sind Echtheit und Innigkeit; ihre Schönheit aber beruht auf der Meisterung der Form,

insbesondere aber in der Gedrängtheit des Gehaltes. Aus dieser folgt ihre Kürze. Nur wenige von ihnen umfassen mehr als zwei vierzeilige Strophen; in diesem beschränkten Umfang aber ist ein Gedanke oder ein Bild vollkommen einbeschlossen und erschöpft. Und doch finden wir nirgends gewaltsame Zusammenpressung; nichts ist hier gewollt, alles gegeben, alles Ausfluß und Ausdruck eines besinnlichen Wesens; daher die Einfachheit, das Ungesuchte der Worte. Setzen wir als Beispiel hin das Gedicht „Das Wichtige.“

Klaget nicht, daß ihr so vieles hingegeben.
Lehren will uns Gott, daß wir beizeiten
lösen uns von Erdeneitelkeiten
und allein nach seinem Reiche streben.

Und so nimmt er eines nach dem andern
uns gelassen lächelnd aus den Händen.
Leben heißt zum hohen Ziele wandern,
um sich immer reiner zu vollenden.

Es sind Gedichte eines Mannes, der
seinen Weg gefunden, durch Schmerzen

gefunden, Gedichte eines Reifen, wie das
zum Beispiel das „Gebet eines Altern-
den“ dartut.

Gönnt Deine Güte mir noch langes Leben,
so laß mich täglich weiterwachsen, reifen
und allen Schmerz als Prüfung nur be-
greifen,
das Herz geläuterter zu Dir zu heben.

Die Tage, die Du gnädig noch willst
schenken,
sie sollen Deinem Dienste stets sich
weihen,
und bringen Leiden sie, wie schwer sie
seien,
so gib, daß sie mich tiefer in Dich senken!

Wir hätten statt dieser zwei Beispiele
auch andere Gedichte anführen können.
Bemerken wollen wir noch, daß auch die
längeren Gedichte dieses Heftleins an
den Tugenden der zweistrophigen teil-
haben, auch ihnen eignen Gehalt, Ab-
geklärtheit und Schlichtheit.

Otto Freiherr v. Taube

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Dr.-Ing. Ernst Brödnert, Bielefeld — Studienrat i. R. Walter Gading, Beschen-
dorf (Ostholstein), 18. 4. 1889, Schwerin — Alfred Pabst, Güll, Kreis
Gießen — Edmund von Gordon, Dierdorf, Bezirk Koblenz, 3. 10. 1901, Lasko-
witz — Franz Evers † — Dr. Hanns-Erich Haack, Dießen — Siegfried von
Vegesack, Burg Weissenstein — Richard Weigand, Bad Homburg, 9. 3. 1917,
Frankfurt a. M. — Dr. Heinz Holdack, Grainau (Obb.), 11. 5. 1905, Berlin —
Dora Eleonore Behrend, Frankfurt a. M. (Geburtsdaten werden nachgeträgen)
— Alfred-Joachim Fischer, London — Karl Foerster, Potsdam-Bornim —
Edzard Schaper, Zürich — Jürgen Pechel, Zürich — Klaus Herrmann,
Kirchanschöring (Obb.) — Emil Böhmer, Ravensburg — Otto Frhr. v. Taube,
Ganting

Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 17 der
Britischen Militärregierung

Verstärkung, Aushetung und Anzeigen
verwaltung: Verlag Albert Nauck & Co.
Berlin-Charlottenburg 2, Gutenbergstraße 3.
Fernruf: 39 36 35 Verlagslizenz: CB 151

Bestellungen: bei den Postanstalten, jeder
Buchhandlung oder direkt beim Verlag
Albert Nauck & Co. Bln.-Charlottenburg

Bezugspreis: vierteljährlich 6,— RM, zuzüg-
lich ortsüb. Zustellgebühr bzw. Postüber-
weisungsspesen. Einzelheft 2,— RM

Anzeigenpreise: lt. Preisliste Nr. 1/1946

Zahlungen: Albert Nauck & Co., Berlin-Char-
lottenburg 2, Postscheckkonto Berlin 521 80;
Bezirksbank Berlin-Tiergarten Konto 72 12;
Deutsche Bank, Filiale Hannover, Konto
494 37; Postscheckkonto Hannover 176 06;
Bayerische Vereinsbank Nürnberg, Konto
117 95; Bezirkssparkasse Waldshut / Baden

Erscheint: monatlich
Schriftleitung: Berlin - Charlottenburg 9,
Mecklenburgallee 22; Fernruf: 97 93 94
Nachdruck: Nur mit vorheriger Zustimmung
der Schriftleitung gestattet; Übersetzungs-
rechte vorbehalten

Manuskripte: unverlangt, werden nur
zurückgeandt wenn Rückporto beiliegt

nicht, und ihr seid keine Öffentlichkeit. Wir haben die Bestimmungen über das Veranstellen von Prozessionen genau eingehalten, wie du weißt. Und ich bin ein Werktätiger wie du und ihr alle.«

»Aber hier ist gegen die Bestimmung verstoßen worden, daß bei Jugendlichen unter achtzehn Jahren keine religiöse Propaganda getrieben werden darf. Und dabei sind Jugendliche in der Kirche gewesen! Das werden wir anzeigen, und das wird dein Geschäft schließen.«

Das letzte stimmte — und stimmte doch nicht. Es waren tatsächlich kurz vor Ostern ein paar halbwüchsige Kinder von ihren frommen Eltern zur Kirche geschickt worden und hatten vorzeitig getriebene Weiden und Blumen zur Schmückung des Sarges Christi bringen sollen, aber sie hatten nicht am Gottesdienst teilgenommen, waren nicht während des Gottesdienstes da gewesen, hatten nur einen Botengang für ihre Eltern gemacht. Und das erklärte ich Pitirim. Er grinste. »Das genügt vor Zeugen«, meinte er und sah sich siegesgewiß nach seinen Kameraden um.

»Mensch«, sage ich da und vergesse mich vielleicht zum ersten Male in einem Kampf, der schon an die drei Jahre gewährt hatte, und trete auf ihn zu und will ihn schon beim Rock greifen, als ich's gerade noch bleiben lassen kann, »wenn du schön keine Obrigkeit im Himmel kennst, so nimm doch Lehre an von deinen Oberen hier auf Erden. Hast du selber keinen Glauben, dann halte dich an die Bekämpfung des Glaubens und nicht der Gläubigen, wie Lenin gelehrt hat. Und versuch' nicht, mit Schneemännern zu überzeugen, denn die schmelzen sehr schnell. Propagiere für deinen wissenschaftlichen Materialismus, wie Genosse Stalin es befohlen hat. Aber als Gläubiger rate ich dir: gib beides auf! Es hat größere Feinde Christi gegeben als dich, und am Ende sind sie doch für ihn gestorben. Der Himmel meint es bisweilen so scheinbar verkehrt.«

Und damit ging ich, ohne seine Antwort abzuwarten.

Am nächsten Morgen trat während des Gottesdienstes ein gottloser Sprechchor vor den herbeigeeilten Kindern nahe der Kirche auf, und in unsere Hymnen zu Ehren des gen Himmel Gefahrenen schallte die Musik aus dem Lautsprecher des Ortssowjets, von dem man eine Leitung mit einem Lautsprecheranschluß bis hierher gezogen. Als unsere Glöckner die Glocken läuten wollten, hatten die keine Klöppel mehr. Sie waren irgendwann einmal ausgefeilt worden... Es war ein schauerlicher Wirrwarr, dieses Gemisch aus Lautsprechermusik vor den Fenstern und unserem Gesang. Es war die Propaganda für den wissenschaftlichen Materialismus, die ich selber empfohlen.

Mitten in dieser Hölle aber tat der Herr das erste Zeichen und Wunder. Der Gottesdienst ging eben zu Ende, als es draußen mit einemmal still wurde. Die Sprechchöre waren verstummt. Diejenigen, die hinausgingen, empfing von dorthier das Gemurmel friedlichen Ratschlagens und Staunens. Selbst die Ungläubigen waren voller Verwunderung, die Gläubigen aber erfaßte ein geheimes Wissen, daß die Zeit erfüllt war. Ich sehe sie noch heute vor mir, die Meinen, viele von ihnen sind jetzt hier: sie stehen vor der Kirche, sie haben vergessen, den von fernher herangeleiteten Draht und den Schalltrichter zu betrachten, sie

starren zum Himmel und bekreuzigen sich und beten: »Herr, erbarme dich unser!« Sieben Sonnen standen am Himmel um die dritte Stunde des Himmelfahrtstages, um jene uns täglich vertraute herum im Kreise sechs kleine Sonnen, die um ihren hellen Kern in allen Regenbogenfarben glänzten, und rot strahlten sie zu unserer abtrünnigen Erde herunter. So waren wir ins siebente Äon eingetreten, und der Herr gab den Seinen ein Zeichen, daß der große, offenbare Tag nahe sei ...“

„Ja, Sie mögen sich wundern und fragen“, hub er nach einer langen Pause wieder an, „warum ich Sie jenem Pitirim verglichen habe, von dem Sie doch nach allem, was ich erzählt habe, meinen können, er sei nur ein ganz roher, ungeschlachter Raufbold und Friedensstörer gewesen. Nun, das war er gar nicht. Diese Roheit war sicher nur sein letzter, dreister Versuch, des Allmächtigen Liebe auf sich zu lenken. Vielleicht ist das bei vielen der Gottlosen so. Die Menschen sind wunderlich. Wenn Gott ihnen kein Zeichen gibt, daß Er zu ihnen kommt, dann laufen sie trotzig wie die Kinder zum Teufel und sehen sich doch fortwährend nach ihm um, immerzu hoffend, Er käme ihnen nach — und ohne zu wissen, daß sie ja auch auf diesem verkehrten Wege nur auf einem Umweg zu Ihm sind. Man muß Erbarmen mit ihnen haben und Geduld, wie Er mit uns allen. Nun ja ... Ich habe diesen Pitirim schon gekannt, als er ein halbwüchsiger Bursche war und mit seiner Mutter, der Witwe eines Verbannten, aus der Gegend von Petrosawodsk zu uns kam. Er war ein nachdenklicher, lesehungeriger Knabe; man merkte ihm an, daß er nicht vom Lande stammte, sein Vater soll ein Beamter oder so etwas ähnliches gewesen sein. Ich war der einzige im Dorf, der noch ein paar Bücher und alte Zeitschriften besaß, die habe ich ihm ausgeliehen. Später bekamen wir die Kinderkrippe des Ortssowjets beim Kolchos, und die Vorsteherin dort bekam auch ein paar Handbücher und Zeitschriften zugeschiedt. Da las er bei ihr. Er war damals ein Bursche, der gerne fragte und disputierte und vor allem gern die Schulbeispiele der Logik an der Heiligen Schrift abhandeln wollte. Ich habe mich oft im stillen gewundert, wie gut er die Heilige Schrift kannte, und alles, was sie an einer Stelle sagt, mit einer anderen verglich; mir kam es zuletzt vor, als lebte er förmlich in einem Zimmer voller Lampen, und saß doch im Dunkeln, denn keine Lampe gab Licht. Vor lauter Lesen und spitzfindigen Versuchen, das Wort Gottes bei einer Dummheit zu ertappen, vergaß er, um die Offenbarung der Herrlichkeit zu beten.“

Die unseligen Verhältnisse, daß ich mich schwer gegen das Gesetz vergangen hätte, wenn ich auch nur einen Versuch machte, mit ihm zu sprechen — das wäre die streng geahndete Propaganda bei Jugendlichen gewesen —, brachten es mit sich, daß ich nur durch seine Mutter zu ihm sprechen konnte, die damals noch lebte und tief unglücklich über ihren Sohn war. Das Gefährliche lag darin, daß er unter den einfältigen Bauernschädeln seiner Arbeitskameraden unvergleichlich klüger als alle war, als solcher Achtung und Einfluß genoß und auch dementsprechend hoffärtig wurde. Man betraute ihn mit allem, was Zelle, Block, Ausschuß, Stoßbrigade und Arbeitsschlacht hieß, und eher schwächlich in seiner Gesundheit, wie er es war, bei einem Beruf, der starke körperliche Kräfte forderte, mußte er mit dem Kopf wettmachen, was ihm in den Muskeln fehlte. Der rote Pitirim hieß er, nicht wegen seiner Treue zur Sache der Revolution, sondern seiner Rothaarigkeit wegen, die ihm zusammen mit seinem etwas spitzen Ge-

sicht, der bleichen, teigigen Haut mit seltsamen rötlichen Adern und Tupfen im Gesicht immer etwas Fiebriges und Heftiges gab. Und, sehen Sie, keiner ist so klug, daß er sich nicht, wenigstens zeitweise, das Denken gerne abnehmen ließe. Damit rechnen die Gottlosen auch. Sie liefern ihren Mitgliedern die Lösung des Lebensrätsels bis auf eine Bruchstelle genau ausgerechnet, und nennen es wissenschaftlichen Materialismus. Und in der einen Stelle liegt immer weiter die große Unbekannte; nur nennen sie es genau, und das besticht. Wir Christen haben es nur unter den Theologen zu ähnlicher Leichtfertigkeit gebracht wie sie. Und ein Kniefall schon hätte der Herrlichkeit Christi mehr Ehre erwiesen, als alle ihre Auslegungen, ach ja... Was würde geschehen, wenn Gott sich nicht immer wieder offenbarte und die Ordnung des Teufels heilsam verwirrte?

Die sieben Sonnen, zwischen denen Er gen Himmel fuhr, loderten bis um die sechste Stunde in einem geheimnisvollen Kreis, und wir fragten uns in unseren Herzen: »Herr, willst du auf diese Zeit wiederaufrichten das Reich Israel?« und antworteten uns selber: »Es gebührt uns nicht zu wissen, Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.« Uns war nur aufgelegt, zu bleiben und zu warten und die Kraft des Heiligen Geistes zu empfangen und alsdann seine Zeugen zu werden zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis ans Ende der Erde — einmütig beieinander mit Beten und Flehen, wie geschrieben steht. Und glauben Sie mir, hatte jemals einen von uns der Odmarksschrecken befallen, wenn er an einem Augusttag halb von Sinnen vor Angst geraten konnte in der Unendlichkeit der Stille, über der die Sonne zu tanzen begann, dann war das doch nichts gegen den Schrecken, der uns jetzt befahl, als um die neunte Stunde das Licht der sieben Sonnen abgelöst wurde von einer seltsamen Dunkelheit, in welcher der Himmel sich verschleierte, der Schnee grau dahinzusiechen schien und die Wälder zu seufzen begannen, ohne daß sich ein Wind geregt. Um die dritte Nachtstunde bewog mich eine unerklärliche Unruhe, zur Kirche hinüberzugehen. Aber dort war niemand, nur die Finsternis noch erschreckender dort, und das Horn des Mondes, das über den Wäldern aufstieg, floß nach unten geneigt aus und war von brandiger Röte. Um diese Zeit aber hörte ich auch schon, wie es in dem finsternen Mantel der Nacht knisterte und krachte. Die Nähte des Eises auf dem Flusse waren bis zum Bersten gespannt.

Mit so unerklärlichem Trieb, wie er Tieren vor einem Unwetter eigen ist, war die Gemeinde zwischen Christi Himmelfahrt und Pfingsten beieinander. Die Gläubigen griffen häufiger denn je zum Psalter, und wenn ich nach der Arbeit in irgendeine der Hütten einkehrte, ließen mich die Guten nicht wieder weg, und aus einem Besuch wurde eine Andacht, nach der sie bekehrten. Bei solchen Gelegenheiten kam mir auch das Gerücht zu Ohren, der rote Pitirim hätte laut und öffentlich geschworen, der Heilige Geist würde zum Pfingstfeste wohnungslos und würde keine Kirche finden, in der er Einlaß fand. Das waren traurige Nachrichten — der Lästerung wegen und weil sie mich Schlimmeres fürchten ließen. Was aber sollten wir tun? In vielen Häusern, in denen ich war, sah es schon pfingstlich aus, wie wir es gewohnt sind. Meine geistlichen Kinder hatten beizeiten Birkenreis und ganze kleine Bäume aus dem Walde geholt und in ihren Stuben zum Grünen gebracht. Mit denen sollte der Tempel geschmückt werden. Ich ermahnte sie, nicht ihre Kinder zu schicken, da dieses uns übel ausgelegt würde, sondern selber zu kommen. Und so versprachen sie es.

In den zehn Tagen, die unser Herr und Erlöser bei seinem Vater verweilte, um alsdann seinen Geist zu uns zu senden, den Tröster, den Helfer, den Geist der Liebe und der Wahrheit — in diesen zehn Tagen wurde es Frühling. Und welch ein Frühling! Die Ältesten von uns könnten sich nicht entsinnen, die Wendé jemals mit solcher Gewaltsamkeit erlebt zu haben. Nach der Finsternis des Himmelfahrtstages wurde es niemals mehr hell. Der See und die Wälder hüllten sich in einen schweren Dunst, der dort enden mochte, wo die Wolken begannen, niemand konnte das unterscheiden. Ein warmer Sturm brach herein wie geradewegs aus dem kaspischen Süden; Regen, warm und mit großen Tropfen, fiel auf den Schnee, daß die Erde das Tauen gar nicht zu fassen vermochte. Wir saßen des Abends in unseren Häusern und blickten uns stumm an, wenn zwischen dem Brummen und Heulen der Bären, die da vor unseren Fenstern zu tapsen schienen, mit einem Male ein Schmetterling und Donnern erscholl, mit dem die Wassermassen des Flusses den fesselnden Schild des Eises zerspellten. Wenn es jetzt still geworden wäre, wenn jetzt der Regen aufgehört hätte, wenn jetzt die allmählich sich öffnende Erde die Wassermassen in sich hätte aufnehmen können — noch wäre das Unheil aufzuhalten gewesen. Aber es kam anders.

Die Arbeiten hatten eingestellt werden müssen, auch bei der Säge war das Wasser über die Ufer getreten. Es schoß über der alten Eisedecke dahin und schwoll und schwoll. Am Morgen vor dem Pfingsttag floß der Fluß unmittelbar neben der Kirche vorüber, und das Wasser spülte schon bis vor die Stufen. Und immer noch war es im Steigen. Die Männer und Frauen, die am Sonnabend die Birken brachten, hatten Mühe, sich aufrechtzuhalten, so gewaltsam war der Sturm, der in die eben grünenden Zweige griff. Zur Abendandacht mußten die meisten schon durch die Sakristei Einlaß suchen. Aber nun war auch der Eisgang eingetreten. Wie schwere Wagen, rassend und polternd, schoben sich die Schollen neben der Kirche dahin, und die Strudel mahlten sie in die Runde und häuften sie aufeinander wie zu widerwärtiger Paarung, die Unheil gebiert.

»Du hast dich erhoben in Herrlichkeit, Christos, unser Gott, die Jünger erfreuend durch die Ankündigung des Heiligen Geistes, daß sie durch deine Segnung darin bestärkt würden, daß du bist der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt!« So lautete das Troparion am Vorabend der Pfingsten, und ihm ist der 103. Psalm zugeordnet: »Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!« — Oh! so gewaltige Worte im Tempel! Draußen aber vor der Pforte, über den Wassern und den sturmgebeugten Wäldern und dem stäubenden See, sprach noch gewaltiger der Herr selbst in all diesem Brausen. Den Schall unserer Glocken vernahm niemand im Dorf, so rasch riß der Sturm ihn mit fort in die Einöde. Um die Zeit aber, da die Sonne eben untergegangen war, endete der Sturm ebenso plötzlich, wie er ausgebrochen war. Es blieb ganz allein die Stimme des Wassers. Und die war gewaltig! Jetzt erst, da sonst nichts anderes mehr zu hören war, vernahmen wir sie recht. Es hatte angefangen zu dämmern, als jemand in unser Haus kam und mit Entsetzen meidete, bei der Mündung habe sich eine Barriere aus Treibholz und Eis gebildet, die das Wasser im Oberlauf noch höher steigen ließe. Und nun, das war mir sogleich klar, war unsere Kirche in schwerer Gefahr!

Ich eilte mit dem Boten sogleich hinaus und fand den Platz um den Tempel herum schon jetzt mit zersplitterten, aufs Land geschobenen Schollen bedeckt — die wieder vom Wasser eingeholt werden würden, wenn nur der Fluß weiterstieg. Etliche Männer aus meiner Gemeinde hatte dieselbe Botschaft erreicht. Sie kamen und holten auf mein Geheiß Stangen mit eisernen Haken und Spitzen, wie wir sie beim Flößen benutzen, um die Schollen, die gegen das Gotteshaus drängten, abzuwehren und, wie es die Baumstämme mit sich tun lassen, in die Strömung zu leiten. Und über dem ersten Erkennen der Gefahr und dem Wissen, daß hier gekämpft werden mußte, solange das Wasser nicht fiel, gekämpft gegen die ganze Gewalt des Wassers und des Eises, die sich von den Quellen des Flusses bis hier an seiner Mündung gesammelt hatte, wurde es dunkle Nacht. Und der Dunst, der sich in einen feinen Regen verdichtete, mehr Wasserstaub als Tropfen, machte sie noch dunkler als die Dunkelheit selbst.

Einige von den Männern gingen heim, um mehr Stangen zu holen und auch Laternen und sich für eine Nachtwache zu rüsten; wir anderen blieben derweil und gingen erst, als sie wiedergekommen waren. Selbst etliche von den Frauen hatte die Nachricht aufgeschreckt. Sie kamen und hielten die Laternen in die Höhe, daß wir in ihrem Licht besser sehen könnten, und kauerten sich in ihre Tücher und blickten mit vor Entsetzen weiten Augen bald auf die kleine Kirche und bald auf den ungeheuerlich zum Strom angeschwellenen Fluß mit seiner verderblichen Eislast. Ja, einige wollten, als es erst Abend war und das Ärgste uns noch bevorstand, schon ein Knirschen und Bohren in den Balkenwänden der Kirche gehört haben; andere plagte die Angst zu einem hellen Aufschrei des Entsetzens, weil sie eine Erscheinung im Turm bei den Glocken gesehen zu haben meinten, die wir mit gutem Zureden als Wahn abtaten.

Hätten wir gewußt, was uns noch bevorstand — wir hätten den Kampf jetzt schon aufgegeben.

Um die dritte Stunde — das war gegen elf Uhr in der Nacht — schöpften wir ein wenig Hoffnung. Das Wasser war nicht mehr gestiegen, wir hatten alle Schollen bislang abwehren können. Freilich waren uns auch etliche Lanzen an dem häufig zwei Meter dicken Schild des Eises zersplittert. Was uns alle aber bis aufs äußerste peinigte, war das ungeheuerliche Tosen, Splintern und Krachen in der Finsternis, das uns eine Angst einflößte, wie wir sie noch nie verspürt. Alle waren wir Flößer und Holzhauer. Wir waren mit der Stimme des Wassers und des Waldes vertraut — hier aber hatte der Herr alle Gewalten aus seinem Bann entlassen und ihnen befohlen: Reißt! rast! schlagt! zerrt! schiebt! brecht! und wir sahen nur das wenigste, wir hörten es und fühlten unser Entsetzen. Uns war, als hätten wir uns angemaßt, die gerechte Sintflut einzudämmen, die doch steigen mußte, steigen, daß sie alles von diesem sündhaften Geschlecht ertränke. Wir bildeten uns ein, über Gottes Zorn siegen zu können. Die Laternen erloschen. Niemand von uns hatte Zeit, neues Öl zu holen und nachzufüllen. Und so fanden die schlimmsten Stunden uns schwächer gerüstet denn zuvor.

Horche ich nur recht tief in mich hinein, höre ich heute noch das ungeheuerliche Toben jener Nacht. Es war so gewaltig, daß es uns nie mehr verlassen

hat. Es hat sich mit jeder Faser von uns verbunden und hält so in uns nach, wie das Meeresrauschen in der Muschel. — Bis jetzt aber hatten wir immer noch auf festem Boden gestanden und aus sicherem Stand unsere Waffen gefällt. Das wurde anders, als keine Laternen mehr leuchteten. Wir sahen uns kaum, die wir fünf oder sechs waren. Wir ahnten den Feind mehr, der sich da in der Finsternis, polternd und klirrend wie in eisernen Rüstungen, heranzwälzte, als daß wir ihn erblickten, und so mag es wohl sein, daß wir unsere Waffen nicht mehr so sicher gegen seine Weiche ansetzten wie vordem. Mit einem verzagenden Stöhnen räumte irgendeiner von uns den Kampfplatz, seine Kraft war zu Ende, er ergab sich, er trat auf die Scholle, die sich unter seinen Füßen heranschoob, und suchte die nächste, die noch vor ihm sein mochte, um die abzuwehren — und gleich danach erschütterte ein hohles, dumpfes Dröhnen die Kirche — die Scholle war gegen ihren Sockel gerannt und war von dem aufgehalten worden, als Menschenmacht und -kraft versagt hatten. Dies war der erste Einbruch des Feindes in unsere Linien. Er blieb nicht der einzige. Wir standen bald auf wanderndem Grund. Nicht mehr auf der Erde, sondern auf Schollen, die sich unter unseren Füßen bewegten, von der nachpressenden Kraft anderer hinter ihnen gezwungen, splitternd in den Kanten, berstend an den Enden, pressend und selber zusammengepreßt — bis unter dem Aufschrei eines der Unsern, der halb hintenüberfiel und halb sich wie vor dem Rachen eines Untiers selber aus dem Wege zu werfen versuchte, die ungeheuerlichen Kräfte eine von den Schollen sich aufsteilen und dann, wie den Kiefer des Rachens, über den Füßen bis hinauf zu den Knien des Unglücklichen, Daliegenden niederfallen ließen. Wir sahen das nur schemenhaft, wir ahnten auch diese Gefahr mehr, als daß wir sie erkannt hätten. Uns wollten nur schier die Adern platzen vor Angst und vor Anstrengung, den Rachen daran zu hindern, daß er sein Opfer gänzlich verschlang. Und während wir unsere Stangen einsetzten und halb wimmernd, halb stöhnend diese Scholle zu heben und zurückzuschieben versuchten, schrie der Daliegende so, als hätten wir die Eisen in seinen Leib eingestemmt. Aber das war Angst, laute Angst vor dem Eisblock, den er im Daliegen wie über sich hinwegrollend sah — bis ihn das lautlose Entsetzen packte, aber da hatten wir ihn schon bei den Schultern gefaßt und in Sicherheit gezogen.

Es soll gegen drei Uhr morgens gewesen sein, als nochmals etliche von den Frauen kamen, um uns eine Stärkung zu bringen. Sie füllten alsdann auch die Laternen auf. Das ganze Dorf kam nun auf die Beine, alle, die um die Kirche bangten. Aber zu retten war sie doch nicht, das hatte der Herr anders beschlossen. Nur glaubten wir noch fest daran, daß wir es könnten. Denn unsere Augen sahen nicht, was eben noch von der Dunkelheit und der Entfernung verborgen nahe: blank wie Stahl, in einem einzigen Stück von zahllosen Frostnächten gehärtet, gezahnt und scharf wie die beste Säge, die wir je an einen Baum angesetzt, von der Gewalt des neuerlich steigenden Wassers in der Länge des ganzen Flußbettes geführt — eine einzige große Scholle, die unverharscht geblieben war, die furchtbarste Waffe dieses untergehenden Winters, groß, daß drei Kirchen von der Größe der unseren Platz darauf hatten. Sie kam. Wir sahen es nicht. Sie wartete den Morgen ab, das erste fahle Grau, das mit einemmal um uns war, und in dem wir selber die letzten Finsternisse der Nacht zu sein schienen. Wir

standen schon im Wasser. Wir hatten unseren Standplatz vorverlegt, um den Feind vor der Feste des Tempels leichter abdrängen zu können, weil uns dort draußen die Strömung williger beistand. Sie wartete. Erst mußten noch mehr von den Unseren gekommen sein, oben am Abhang stehen, klagen: Herr, erbarme dich!, stöhnen bei allem, was geschah. Die Sonne sollte aufgehen als ein glühender Schimmer am östlichen Himmel und unser Pfingsten bezeugen. Dann erst kam sie, und mit ihr zusammen ein Schwall von Hochwasser, wie wir ihn während der ganzen Nacht nicht so sprunghaft erlebt. Wahrscheinlich war im Oberlauf eine stauende Barriere geborsten. Und mit der Gewalt dieses Schwall'es hob sie ihren gepanzerten Rücken und stieg zu uns hinauf ...

Wir sahen es nicht. Wir konnten uns die Augen reiben, in denen das Salz unseres Schweißes brannte — es waren die Frauen, die soviel höher standen, die ihr Nahen als erste gewahrten. Sie schrien, sie bekreuzigten sich eilends, etliche machten Anstalten, davonzulaufen vor Entsetzen ... Wir blickten hinauf zu ihnen, wir verstanden sie anfangs nicht, dann aber ... Nein, wir selber rannten davon, den Abhang hinauf — gegen diesen Feind waren unsere Stangen machtlos. Ebenso gut konnte man versuchen, den apokalyptischen Reitern in den Zügel zu fallen.

Und so erlebten wir mit zitternden Knien, auf unsere Stangen gestützt, mit leeren Augen und einem Kopf, in dem jeder Muskel uns schmerzte, alles, was jetzt noch geschah. Hätte dieses Ungeheuer seinen Weg geändert, hätte es sich höher den Hang hinan gewälzt — wir hätten uns nicht von der Stelle zu rühren vermocht, glaube ich, seine Zähne hätten uns mit zersägt. Aber es kam nicht, es kroch wie eine sagenhafte Larve langsam auf die Kirche zu, ächzend von seiner eigenen Schwere, die immer neue Kraft aus dem Schwall bezog. Es brach nicht entzwei an seiner eigenen Größe, es bog sich, und es gab dabei einen Ton von sich wie eine ungeheure Saite, aber es war zäh wie federnder Stahl. Und kein Laut bei uns allen, die zusehen mußten; nur ein Atmen von erstickten Schreien — bis die schartige Kante anfang, an dem Fundament unseres Tempels zu sägen. Da erst brach ein Stöhnen aus unserer Brust. Doch das Mühelose dieser Zerstörung war unseren Augen zuviel. Die Frauen preßten sich die Hände vors Gesicht. Unsere Kirche wankte, unsere Feste wankte. Mit einem vielstimmigen Klang, der so schrill war wie ein Schrei, begannen die Glocken zu tönen, denn der kleine Turm stand mit einemmal schräg. Gleich darauf vernahmen wir ein Splittern und Krachen, von dem wir nicht begriffen, wie es zustande gekommen war, wir Narren! Hätten wir doch sehen müssen, sehen, sehen, mit eigenen Augen, daß die Scholle sich unter unserer Kirche hindurchschob, zur einen Seite hinein — ein Klageschrei aus allen Glocken, deren Klöppel gegen eine Wand geschleudert wurden — zur anderen Seite hinaus — ein zweiter Schrei nach leise bebendem Wimmern, als die Klöppel gegen die andere Seite geschleudert wurden — und dann, barmherziger Gott! Wir sinken in die Knie, denn hinter dem gurgelnden Wasser, das zwischen den verbliebenen Grundbalken schäumt, aufrecht, immer noch stehend, mit scherbendem Glockenklang im Gepolter der Schollen, treibt unsere Kirche stromabwärts davon!

»Herr, erbarme dich unser! Herr, erbarme dich unser! Du kennst, was für ein Gemächte wir sind, du gedenkst daran, daß wir Staub sind ...«

»Gott im Himmel!« schreit aber mit einemmal eine von unseren Frauen, »im Turm...!« und weint laut auf.

Und was sehen wir? Aus der Kirche, die auf dem Strom dahintreibt, ist mit einemmal ein Mensch auf dem Turm erschienen. Er läuft von einer der Pforten zur anderen, beugt sich hinaus, blickt hinunter — wir denken, er will springen, nein, das tut er nicht, er steht da, er eilt weiter zur nächsten Pforte, er rennt umher, wie ein Vogel im Käfig flattert.

»Es ist Pitirim!« ruft jemand von den Unsrigen, und dann ist er nicht mehr zu sehen. Ist es der Dunst, sind es die Tränen, die in unseren Augen stehen? Die Kirche entschwindet.

Wir aber, dort bei den Wassern der Schmelze auf den Knien liegend, wie die Letzten vor der Drangsal des himmlischen Zorns, wir hören ein Brausen zwischen Himmel und Erde, die roten Feuerzungen der Sonne spielen durch den Dunst, und wir beten, daß unsere ohnmächtigen Lippen kaum noch die Worte recht zu fassen vermögen:

»Ich habe den Herrn allezeit vorgesetzt vor mein Angesicht; denn er ist an meiner Rechten, auf daß ich nicht bewegt werde. Darum ist mein Herz fröhlich, und meine Zunge freuet sich; denn auch mein Fleisch wird ruhen in der Hoffnung. Denn du wirst meine Seele nicht dem Tode lassen, auch nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe. Du hast mir kundgetan die Wege des Lebens; du wirst mich erfüllen mit Freuden vor deinem Angesichte!«

Dies alles ist geschehen, wie ich gesagt habe, und es geschah noch mehr. Der Geist der Pfingsten war ausgegossen in die Herzen. Wir alle blieben fortan beständig in der Apostel Lehre, die durch mich Knecht Gottes verkündet ward, und nun erst war mir, als sei ich, noch mitten im Leben, schon von den Toten auferweckt und mit dem Geiste eines Fleisches. Wir blieben auch, wie geschrieben steht, »in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet«. Mein kleines Haus vermochte die Schar derer, die da kamen, gar nicht zu fassen, als wir nach dieser Nacht endlich heimgekehrt waren. Ich segnete sie alle, die Meinen, und viele, die da insgeheim gefragt hatten: »Was sollen wir denn tun?« und denen ich geantwortet: »Tut Buße, und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden!« mit dem grünenden Reis der Birken, in denen das Leben erwacht war. Und der Herr tat fortan täglich hinzu, die da selig wurden, zu der Gemeinde. Und die Einfältigsten unter uns waren an diesem Tage voll Weisheit, die nicht von dieser Welt stammt. Wie der eisbedrängte Fluß entfesselt einhertobte, so gewaltig gingen Ströme lebendigen Wassers durch diese Menschen. Wir besaßen keine Kirche mehr, aber mein kleines Haus ward zum Tempel, jedes Herz, das darin schlug. Wir hatten weder Kelch noch Tisch, weder Taufstein noch Altar, aber der Geist heiligte das Brot, das die Anrufung zum Fleisch bereitet, und das Wasser, das dadurch zum Blut ward. Wir gelobten uns, auch alles inskünftig so zu halten, wie die Apostel getan, und wir haben es in der Folge treulich gehalten.

Am Nachmittag dann war unsere Kraft zu Ende, und namentlich wir, welche die Nacht bei der Wache verbracht, mußten schlafen. Gott verzeihe mir, aber